

Die Neue Gesellschaft

Herausgegeben für
die Friedrich-Ebert-Stiftung von

Holger Börner
Klaus Harpprecht
Johannes Rau
Carola Stern
Hans-Jochen Vogel

Frankfurter Hefte

Redaktion

Peter Glotz
(Chefredakteur)
Norbert Seitz
(verantwortlich)
Linda Pieper
(Volontariat)
Christian Jürgens
(Kritik)

Redaktionskreis

Klaus Bloemer
Tilman Fichter
Eve-Marie Kallen
Christine Pries
Burkhard Reichert
Hans-Joachim Schabedoth
Uli Schöler
Johano Strasser

Redaktionsbeirat

Frank Benschler
Jürgen Burckhardt
Gottfried Erb
Iring Fetscher
Horst von Gizycki
Martin Greiffenhagen
Norbert Greinacher
Reimut Jochimsen
Tomas Kosta
Ferdinand W. Menne
Thomas Meyer
Susanne Miller
Peter von Oertzen
Richard Schröder
Wolfgang Thierse
Christoph Zöpel

9 1997
44. Jahrgang

Inhalt

771 Editorial

Aktuelles

- 773 HANS ARNOLD
Soldaten, Pflicht und Video
- 775 BEATRIX BOUVIER
Keine Kopie des französischen
Linksbündnisses
KPF und PDS im Vergleich
- 780 KAROLINE HILLE
Die »documenta X«
zwischen Strenge und Spiel

September '87

- 785 KLAUS HARPPRECHT
Der rote Teppich
- 786 JÜRGEN BUSCHE
Die Barschel-Affäre war ein
Schauspiel nur

Thema: PORTUGAL

I. Lusitanisches

- 790 THEO PISCHKE
Zwischen Meer und Gebirge
- 796 WIELAND FREUND
In Lissabon ist immer Abend

II. Politisches

- 799 JOHANNES BECK
Portugiesische Politik seit der
»Nelkenrevolution«
- 805 THOMAS FISCHER
Probleme und Perspektiven der
portugiesischen Wirtschaft

III. Historisches

- 812 NORBERT BRIESKORN
Das Erdbeben von Lissabon und
sein Echo in der Aufklärungszeit
- 817 PATRIK VON ZUR MÜHLEN
Exilmetropole Lissabon
- 824 GESPRÄCH MIT DER SCHRIFT-
STELLERIN ILSE LOSA
Der Wunsch
nach sprachlicher Integration

IV. Literarisches

- 829 EBERHARD GEISLER
»Ich bin nach Lissabon gelangt,
aber zu keiner Schlußfolgerung«.
Das Werk Fernando Pessogas
- 835 FERNANDA SILVA-BRUMMEL
Die portugiesische Literatur
der Gegenwart
- 843 GESPRÄCH MIT LÍDIA JORGE
»Es gibt einen neuen Geist in
Portugal«
- 846 RUTHARD STÄBLEIN
Die Bruchlinien des Marmors.
Ein Porträt von
António Lobo Antunes

Kritik

- 850 FRITZ GÖTTLER
Michael Ondaatje hat die Werke
Billy the Kids geschrieben
- 854 MAREN KEBBEL
António Lobo Antunes' Odyssee
zwischen Dreck und toten
Vögeln
- 855 ULRICH BARON
Helmuth Krausser legt den
Satan auf die Psycho-Couch
- 857 STEPHAN KRASS
Michael Maars literarische
Essays
- 858 PETER G. BRÄUNLEIN
Urs Widmer spielt modern mit
alten Mythen
- 861 ULRICH KARGER
Neue Bücher:
Science-Fiction '97
- 864 Zu den Autorinnen und Autoren
- 864 Impressum
- Titel: Turm von Belem
Foto: dpa/Rehder

Wir wenden uns »termingerecht Portugal zu« (Wieland Freund). Dieses Land wird im Oktober von der Frankfurter Buchmesse in den Fokus der Aufmerksamkeit gezogen. Wo gibt es das schon, daß der bedeutendste Schriftsteller einer Nation – Fernando Pessoa – den Werbeslogan für ein berühmtes Produkt verfaßt und sein berühmtester (oder berüchtigtster) Politiker – António Salazar – des Produkt verbietet? Pessoa, der zu Lebzeiten von seiner Literatur nicht leben konnte, dichtete für Coca Cola: »Zuerst ist man erstaunt. Dann gibt man sich hin.« Der sture katholische Antimodernist Salazar ließ selbst seinen Glaubensbruder Kardinal Spellman, der für Cola intervenierte, abblitzen. Er hielt, wie Theo Pischke beschreibt, nichts vom *american way of life*. Übrigens auch nichts von Hitlers Antisemitismus. Portugal war kein Paradies für die von Hitler Vertriebenen. Anna Seghers Roman *Transit* beschreibt die Szenerie. Aber Einreise- und Aufenthaltsgenehmigung wurden unbürokratisch gehandhabt (Patrik von zur Mühlen).

Die Portugiesen haben es nicht so gern, wenn nostalgische Metropolenflüchtlinge ihr Land romantisieren. Auf »neue« Länder wirkt die Kulturkritik der »alten« gelegentlich als »fortschrittsfeindliche Konservierung des Vergangenen« (Pischke). Finanziert wurde der ökonomische Ruck des Agrarlandes Portugal übrigens durch den Strukturfonds der EUROPÄISCHEN UNION. Theo Waigel will exakt zum Zeitpunkt der (fragwürdigen aber inzwischen unvermeidlichen) Osterweiterung der EUROPÄISCHEN UNION den deutschen Beitrag zum EU-Haushalt kürzen. Aber vielleicht bewahren uns ja Guterres, Jospin und Blair vor solchem Unsinn.

In dieser Ausgabe steht auch ein »strammer« Artikel. Beatrix Bouvier warnt die deutsche Linke, Lionel Jospins Koalition mit der KPF für ein Vorbild für Deutschland zu halten. Mit ihrer Grundthese hat sie recht. So stur (und moskauhörig) Georges Marchais auch war, die französischen Kommunisten unter Hue sind jedenfalls in ihrer »Vergangenheitsbewältigung« weiter als die Truppe von Gysi und Bisky. Sie können es sich leisten, ziemlich pragmatische Kompromisse zu machen. Über vergleichbare Entscheidungen würde die überalterte und ressentimentgeladene deutsche PDS heute (noch) zerbrechen.

Bei manchen Sätzen dieses Artikels kann man allerdings ins Kopfschütteln geraten, vor allem, wenn man in den »jungen Ländern« lebt. »Die PDS steht als Nachfolgepartei des SED in der Tradition des deutschen Kommunismus«, schreibt Beatrix Bouvier. Ach wo! Das Problem

ist, daß sie nirgendwo steht und ins Fahrwasser des Populismus gerät.

In unseren literaturkritischen Spalten feiert Stephan Krass die literarischen Essays des (1960 geborenen) FAZ-Autors Michael Maar. Das Lob ist (mit Recht) euphorisch. Maars Band über die *Feuer und die Wasserprobe* – die Erst- und Zweitlektüre bedeutender literarischer Texte – gibt dem Leser hunderte von Hinweisen, die die Lust am Lesen anstacheln. Was Maar über Proust, Nabokov oder Nicholson Baker ausgräbt, kann der nichtprofessionelle Leser nicht wissen. Er muß nicht alle »Entdeckungen« Maars goutieren. Ob Mayer-Clason wirklich eine so schreckliche Sünde beging, als er »Grey Squirrel« mit »graues Eichhörnchen« (und nicht wie Dieter E. Zimmer als »Grauhörnchen«) übersetzte, bleibt dahingestellt. Unzweifelhaft ist: Der junge Maar ist ein neuer kritischer Leuchtturm.

Übrigens auch, weil er erbarmungslos die schludrig verrutschte Sprache von Botho Strauß aufspießt. Stephan Krass tadelt ihn wegen dieses Sakrilegs; zu unrecht. Maars Analyse des *Anschwellenden Bocksgesangs* ist die wirksamste Abführung dieses Rückfalls auf Fichte (auf dem Niveau von Ernst Moritz Arndt). Wie gut die Networker im Hintergrund von Botho Strauß sein müssen, sieht man inzwischen übrigens an verschiedenen Äußerungen, auch an Ulrich Greiners Verteidigung von Strauß (und Handke und Hans Henny Jahnn) in den AKZENTEN. Nichts hat den Kitsch von Hermann Hesses *Narziss und Goldmund* schöner bloßgestellt als Karl-Heinz Deschners Stilkritik aus den späten 50er Jahren. Maars sorgfältige Analyse jenes Textes von Botho Strauß leistet vergleichbare Aufklärungsarbeit.

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir ein Mitglied unserer (weiteren) Redaktion: Klaus Bloemer. Mit Vollendung des 75. Lebensjahres hat er gebeten, von der ständigen Mitarbeit an unserer Zeitschrift entbunden zu werden. Der frühere Strauß-Berater wechselte 1969 zur SPD und hat mit Verve für eine konzeptionelle Europäisierung (vor allem für eine gut durchdachte deutsch-französische Kooperation) gekämpft. Der Bouvier-Verlag hat seine Kommentare der letzten Jahre gerade unter dem Titel *Abschied vom Nationalstaat – Die Zukunft der deutsch-französischen Union* publiziert. Die meisten Essays standen in unserer Zeitschrift. Wir danken Klaus Bloemer für seine 17 Jahre währende Bereitschaft, ein dickes Brett zu bohren. Peter Glotz



*Doa Mariana Alcoforado
Religiosa do Convento
de S. Bento em Braga*

Die Nonne Mariana Alcoforado: Symbolfigur portugiesischer Frauliteratur aus dem 17. Jahrhundert
Foto: Aus den Beständen des Ibero-Amerikanischen Instituts/Preußischer Kulturbesitz; Repro: Gezetzl

Aktuelles

HANS ARNOLD

Soldaten, Pflicht und Video

Im Bundeswehr-Ausbildungslager in Hammelburg werden zur Zeit deutsche Soldaten – vorwiegend Wehrpflichtige – auf ihre Verwendung im Rahmen des SFOR-Einsatzes in Bosnien vorbereitet. Zu ihrer Ausbildung gehören eigentümliche Rollenspiele: man sieht sich Akteuren gegenüber, die in entsprechender Verkleidung als feindselige fremde Soldaten und zweifelhaft fremde Zivilisten agieren. Mit solchen Auszubildenden hat man sich in angenommenen Bürgerkriegssituationen auseinandersetzen. Solche Veranstaltungen dürften sich kaum von denen unterscheiden, die uns von Elite- und Interventionstruppen in anderen Staaten hinreichend bekannt sind.

Vor kurzem drangen aus diesem sensiblen Bereich der Bundeswehr schrille Signale an die Öffentlichkeit. Einige Soldaten hatten – aus bisher nicht eindeutig geklärten Motiven – diese Rollenspiele außerdienstlich fortgesetzt, sie zu extremen Grausamkeiten, wie sie aus dem Jugoslawienkonflikt bekannt geworden sind, gesteigert und das Geschehen auf Videofilm aufgenommen.

Welche Bundeswehr?

Die Bundeswehrführung verurteilte die Vorfälle prompt und teilte mit, es werde wegen der Herstellung eines gewaltverherrlichenden Videos, Verunglimpfung des Staates, Unterschlagung und mangelnder Dienstaufsicht ermittelt. Doch diese beflissene, auf einen (nicht erstmaligen) Fall von *Rambo*-Verhalten in der Bundeswehr beschränkte Reaktion der Bundeswehrführung ging ebenso am politischen Kern der Sache vorbei wie die sensationell aufgemachte Ausstrahlung des Videofilms in einem Privatsender.

Der Vorfall hat sich im Bereich der Ausbildung von Soldaten für neue Aufgaben der Bundeswehr ereignet. Durch ihn wird einmal mehr auf die grundsätzliche politische Frage hingewiesen, die sich seit der Herstellung der Deutschen Einheit und dem Zerfall der Sowjetunion stellt und auf die bisher weder die Regierung noch die Opposition eine klare Antwort gefunden haben: Welche Bundeswehr mit welcher Art von Soldaten benötigt Deutschland heute und künftig für welche Zwecke?

Die Bundeswehr ist ausschließlich aus den Notwendigkeiten der Konfliktsituation der späten 40er Jahre und des an sie anschließenden Kalten Krieges entstanden. Sie war eine Ein-Zweck-Armee mit der Aufgabe, in der Bundesrepublik, d.h. dem zentralen vorderen Frontabschnitt des NATO-Gebietes, verfügbar zu sein. Für diese Aufgabe entstand im Rahmen der damaligen Streitkräfteplanung der NATO eine Bundeswehr von 495.000 Mann Präsenzstärke. Sie entstand aus deutscher Sicht als eine dem Leitbild des »Bürgers in Uniform« verpflichtete und ausschließlich der Verteidigung von Volk und Vaterland dienende Wehrpflicht-Armee.

All dies ist heute Vergangenheit. Heute braucht Deutschland für seine Sicherheit ebensowenig wie andere NATO-Staaten eine ständige, starke militärische Präsenz. Vielmehr benötigt Deutschland für seine Sicherheit und für die neuen militärischen Interventionen, an denen es sich gemäß Entscheidungen von Bundesregierung und Bundestag beteiligt, hochqualifizierte, aber nur noch sehr begrenzte Streitkräfte. Wobei die Teilnahme von deutschen Soldaten an den neuen Interventionen natürlich auch keine Bürgerpflicht des »Bürgers in Uniform« mehr ist, sondern eine der vielen im Staate freiwillig übernommenen und in Uniform verrichteten Tätigkeiten.

Bisher wird freilich ein doppelter Versuch unternommen. Man will die alte, ausschließlich der Verteidigung des NATO-Gebietes und damit des Vaterlandes Bundesrepublik dienende Bundeswehr so wie bisher, nur mit verminderter Personalstärke, erhalten. Und man will gleichzeitig innerhalb dieses Rahmens mit »Krisenreaktionskräften« und ähnlichem eine Art neue Bundeswehr für militärische Interventionen außerhalb des NATO-Gebietes aufbauen. Damit wird versucht, die Bundeswehr zu einem einheitlichen Instrument für die Erfüllung von zwei uneinheitlichen da grundverschiedenen Aufgaben zu machen.

Dies mag für einige Politiker aus ihrer Sicht der Dinge eine verlockende Perspektive sein. Denn auf diese Weise erhält die Bundeswehr eine vereinheitlichte Doppel-Legitimierung, nämlich einmal – wie bisher – eine patriotische und zudem eine neue international-politische. Die neuen Interventionen erscheinen

damit als gewissermaßen nur nachgeholler Teil des bisherigen Dienstes an Volk und Vaterland. Erkennbar wird dieses Bemühen unter anderem durch die immer wieder aufgestellte, gleichwohl aber unverändert falsche Behauptung, die militärischen Interventionen außerhalb des NATO-Gebietes seien ebenso wie die Verteidigung des NATO-Gebietes »Bürgerpflicht«.

Pflicht zur Verteidigung und Wille zur Intervention

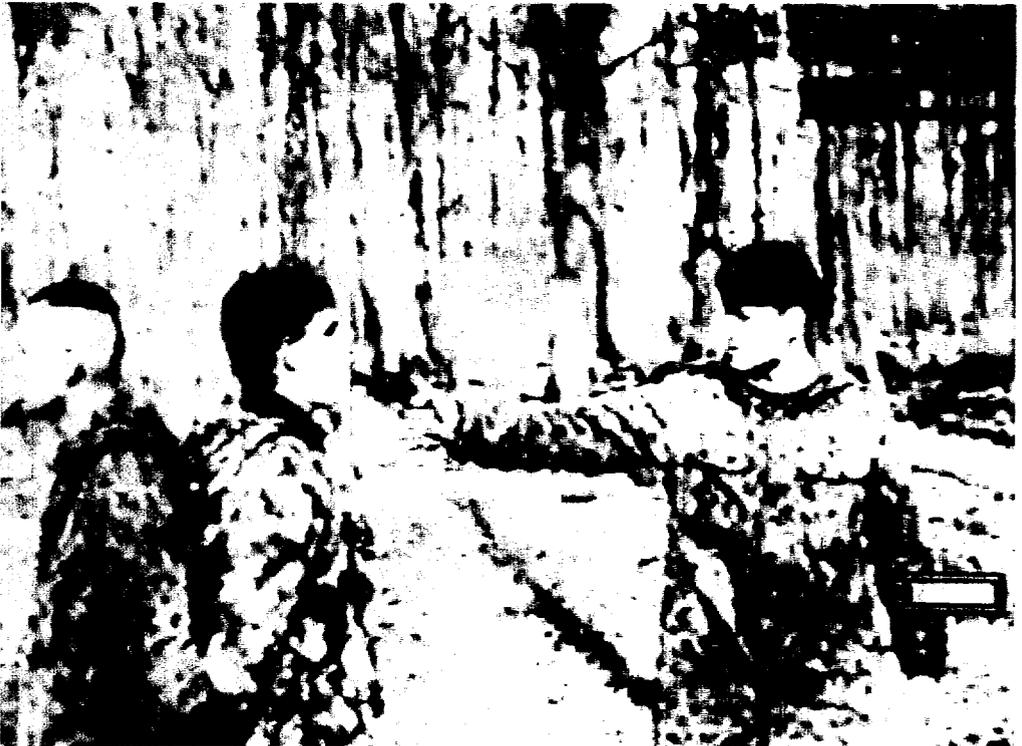
Vor allem aber erleichtert eine solche doppelte Legitimierung die seit der Herstellung der Deutschen Einheit unter dem Stichwort »Normalisierung« betriebene Verstärkung der internationalen Position Deutschlands mit militärischen Mitteln. Durch sie erscheint die hier verfolgte und durchaus legitime politische Opportunität im Gewande der Staatspflicht. Gleichzeitig kann die Wehrpflicht-Armee ganz organisch als Reservoir dienen, aus dem für die Interventions-Armee – wie gegenwärtig für die SFOR-Einheiten in Bosnien – geschöpft werden kann. Die Grenzen zwischen der Pflicht zur Ver-

teidigung und dem Willen zur Intervention werden so politisch und personell fließend. Schließlich bleibt auf diese Weise auch die bisherige, das Gesamtbild des Arbeitsmarktes mildernde Zwischenstation Bundeswehr für die männliche Bevölkerung zwischen Ausbildung und Berufsleben bzw. Arbeitslosigkeit erhalten.

Der derzeitige Umgang der deutschen Politik mit der Bundeswehr ist sowohl im Regierungs- als auch im Oppositionslager durch einen vielfältigen Wirrwarr der Meinungen gekennzeichnet. Viele Politiker werden es daher vermutlich zu schätzen wissen, daß ihnen durch die gegenwärtig sozusagen gemischt konstruierte Bundeswehr bis auf weiteres – voraussichtlich bis nach der nächsten Bundestagswahl – unangenehme Auseinandersetzungen über die Zukunft der Bundeswehr mit den vielen Wählern aus der Bundeswehr selbst und den Wählern aus deren Umfeld erspart bleiben können. Für Volk und Vaterland ist dies kein Vorteil.

Die deutsche Öffentlichkeit muß sich erst noch an die »Normalisierung« gewöhnen. Dafür präsentiert sich die doppelt legitimierte

Das Video mit simulierten Hinrichtungsszenen löste einen Bundeswehrskandal aus. Foto: dpa



Bundeswehr bei militärischen Interventionen, wie etwa der in Somalia, zunächst als eine Art Mischung aus Technischem Hilfswerk und Rotem Kreuz. Die Wirklichkeit ist bekanntlich rauher. Militärische Interventionen umfassen in letzter Konsequenz immer die Ausübung von militärischer Gewalt einschließlich der Tötung von Menschen. Spätestens seit dem virtuellen Kampfeinsatz der Bundeswehr bei der Evakuierung von Ausländern aus dem albanischen Tirana in diesem Frühjahr ist für deutsche militärische Interventionen auch in diesem Punkt die Gewöhnungsphase beendet und die »Normalisierung« wie gewollt erreicht.

Streitkräfte der dritten Art

Damit stellt sich die Frage »Welche Bundeswehr und welche Art von Soldaten für welche Zwecke?« dringlicher als bisher. Denn mangels konkreter Notwendigkeiten zur Landesverteidigung verwirklicht sich die Bundeswehr gegenwärtig als Interventions-Armee. Sicher wird man die Antwort auf diese Frage künftig nicht mehr in dem Gebilde einer vermischten »doppelten« Bundeswehr finden können. Der Fall Hammelburg illustriert die Fragwürdigkeit des derzeitigen Verfahrens, für Interventions-einsätze Wehrpflichtige zu werben. Denn diese melden sich dann aus oft zweifelhaften Motiven freiwillig für eine gewisse Ausdehnung ihrer unfreiwilligen Wehrdienstzeit, für die sie wiederum nur in einem Schnellverfahren – unzureichend – ausgebildet werden können. Für Interventionen werden nach aller Erfahrung menschlich stabile umfassend und gründlich ausgebildete und ebenso kontrollierte Soldaten benötigt. Sie sind eine Sache für Profis des Soldatenhandwerks. Es kann nicht klappen, aus der »doppelten« Bundeswehr von Berufssoldaten und Wehrpflichtigen gewissermaßen eine neue Art von Streitkräften der dritten Art klonen zu wollen.

Die Logik der sicherheitspolitischen Veränderungen in Europa und in der Weltpolitik und der Entscheidung für die neuen Einsätze der Bundeswehr außerhalb des NATO-Gebietes spricht – das zeigt bei genauer Betrachtung nicht zuletzt auch der Fall Hammelburg – für eine Unrüstung der Bundeswehr zu einer Berufsarmee. Denn eine Wehrpflicht-Armee ist für die Landesverteidigung nicht mehr nötig und für Interventionen unzweckmäßig, eine Berufsarmee hingegen kann unschwer beiden Aufgaben gerecht werden. Die Zeit ist reif für eine Politik, die weniger aufgeregt reagiert und sich endlich ein paar grundsätzliche Gedanken über die Zukunft der Bundeswehr macht.

BEATRIX BOUVIER

Keine Kopie des französischen Linksbündnisses

KPF und PDS im Vergleich

Der überraschende Wahlsieg der französischen Linken – unter Einschluß der Kommunisten – dürfte vermutlich auch in Deutschland zu Überlegungen führen, ob darin nicht ein Vorbild für die Zusammenarbeit von SPD, BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN und PDS zu sehen sei. Es ist deshalb sicher ratsam, eine klare und unmißverständliche Haltung gegenüber der PDS zu formulieren, die zur Speerspitze des Zweifels an der parlamentarischen Demokratie geworden zu sein scheint. Glaubt man den Allensbacher Daten, so unterminieren Massenarbeitslosigkeit und Reformstau das Vertrauen in die politische und wirtschaftliche Ordnung. Unter Wählern der Gisy-Partei ist der Prozentsatz derjenigen, die der Demokratie die Lösung der Probleme zutrauen, besonders gering. Mit überwältigender Mehrheit sind sie davon überzeugt, daß der einzige Ausweg in einem grundlegenden Wechsel des politischen Systems liegt. Gerade weil die PDS keine »normale« demokratische Partei des deutschen Parteienspektrums ist, sollten die Aspekte einer Fundamentalopposition nicht aus dem Blick geraten.

Die Instrumentalisierung der Vergangenheit

Für die PDS mag es naheliegen, sich an dem französischen Linksbündnis zu orientieren und die guten Kontakte, die schon die SED zur KPF hatte, auch weiterhin zu pflegen. In Erinnerung kommen damit allerdings auch deren Rückzug aus der Regierung im Jahre 1984 sowie die Umarmungsstrategie, mit der sie François Mitterrand zu erdrücken suchte. Auch anderes kommt in den Sinn, will man über einen Vergleich der beiden Parteien nachdenken. Gegenwartsprobleme und aktuelles Handeln werden durch das Freilegen unterschiedlicher Wurzeln gelegentlich verständlicher. So wäre beispielsweise daran zu erinnern, daß Frankreich und Deutschland im 19. Jahrhundert höchst verschiedene Wege in die Industrialisierung und in die Anfänge der Sozialstaatlichkeit gingen, was nicht ohne Auswirkungen auf die Arbeiterbewegung in beiden Ländern blieb und weit bis ins 20. Jahrhundert nachwirkte.

Unterschiede betreffen auch die jeweilige Struktur der kommunistischen Parteien. Die PDS steht als Nachfolgepartei der SED in der

Tradition des deutschen Kommunismus. Für beide Parteien, aber auch für die KPF, gilt freilich, daß sie eine erhebliche stalinistische Erblast mit sich führen, die weder die PDS noch die KPF in ausreichender Weise aufgearbeitet haben, wie Debatten, die gelegentlich von Frankreich herüberschwappen, zumindest andeuten. Trotz einer vergleichbaren Moskauhörigkeit und Ähnlichkeiten in der stalinistischen Struktur sind erhebliche Unterschiede ins Feld zu führen.

Eine wichtige Rolle spielte für beide Parteien der Widerstand, der im deutschen Kontext häufig als »antifaschistischer Widerstand« bezeichnet wird. Ein Terminus, dessen Problematik gelegentlich unreflektiert bleibt. Er impliziert kommunistisch verengte Faschismusanalysen, einschließlich der Sozialfaschismusthese, die sich kaum mit der historischen Forschung über den Nationalsozialismus in Einklang bringen lassen. Darüber hinaus wird mit Verwendung dieses Begriffes nicht selten die Mitverantwortung der deutschen Kommunisten für die Zerstörung der Weimarer Demokratie unterschlagen oder wenigstens davon abgelenkt. Mit dieser historischen Verantwortung muß sich die PDS als Nachfolgepartei von SED und KPD noch auseinandersetzen.

Zu den Unterschieden gehören die Startbedingungen der SED, die, anders als der PDS-Mythos vom »guten Anfang« suggerieren will, eben von Anfang an ohne demokratische Legitimierung war. Die Debatten im Zusammenhang mit der SED-Gründung um das Thema »Zwangsvereinigung« haben dies deutlich gemacht und darüber hinaus gezeigt, daß die PDS nach wie vor mit der Geschichte ihrer Vorläuferparteien konfrontiert werden muß (Vgl. u.a. *Gespräch mit Günter Benser und Manfred Wilke, 50 Jahre SED-Gründung, in NG/FH 4/1996*). Die vordergründige Ablehnung von stalinistischen Exzessen und Verwerfungen reicht eben nicht zur Auseinandersetzung mit der Politik der bolschewistischen KPD in der Weimarer Republik oder mit dem Leninismus. Da die DDR sich in hohem Maße als antifaschistischer Staat darzustellen und die SED daraus Legitimität zu ziehen suchte, wäre die Diskussion über den Antifaschismus als einer zentralen »Staatsideologie« der SED auch für die PDS dringlich. Dieser spezifische Antifaschismus hatte von Anfang an mehrere Funktionen. Mit Blick auf die bald ökonomisch und politisch erfolgreichere Bundesrepublik sollte er die DDR als den moralisch höherwertigen Staat und das »bessere« Deutschland erscheinen lassen. In seiner Legitimationsfunktion zielte er auf die eigenen Bürger, die sich in hohem Maße als

Opfer des Nationalsozialismus und Kämpfer gegen den Faschismus verstehen konnten. Allem Anschein nach hat gerade der instrumentell eingesetzte Antifaschismus integrierend gewirkt. Und manche Argumente leben nicht nur in der PDS fort.

Die Instrumentalisierung der Vergangenheit und der Anspruch auf ein Interpretationsmonopol führten zu einer einseitigen Sicht des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, die gelegentlich auf eine Geschichtsklitterung hinauslief. Der Problematik des Widerstandes insgesamt wurde dies nicht gerecht, und daran zu erinnern, bedeutet nicht, den kommunistischen Widerstand herabzuwürdigen oder gar zu ignorieren. Andere Formen (sozialdemokratischer, christlicher oder konservativer Widerstand) wurden entweder ausgeblendet oder – wie der 20. Juli – abgewertet. Der kommunistische Widerstand wurde in einer Weise heroisiert und mythisiert, die an christliche Heiligenverehrung erinnerte. Weitgehend unbeachtet blieb auch die Verfolgung aus rassistischen Gründen und die Ermordung von Millionen Juden.

Ohne Zweifel war der kommunistische Widerstand opferreich; doch daß deutsche Kommunisten mit ihrer Politik auch bedenkenlos Menschenleben für unwichtige Ziele opferten, blieb meist ebenso unerwähnt wie der rücksichtslose Kampf gegen sogenannte »Abweichler«, etwa die Trotzkisten im Spanischen Bürgerkrieg, oder die Tatsache, daß den Säuberungen der 30er Jahre mehr kommunistische Funktionäre zum Opfer fielen als der Verfolgung durch den Nationalsozialismus. Zu einem realistischen Bild des deutschen Widerstandes gehört auch, daß er immer wieder zerschlagen wurde, daß es wenig Gemeinsamkeiten gab und daß sich erst im Zusammenhang mit dem 20. Juli Ansätze für eine übergreifende Basis herausbildeten. Es war eben nicht der Widerstand, der den Nationalsozialismus beseitigte, sondern die militärische Niederlage.

Im Vergleich zu den französischen Kommunisten wird noch ein anderer Aspekt deutlich, kämpfte der französische Widerstand doch anders als der deutsche in erster Linie gegen ein Besatzungsregime. Dadurch stellte sich die »nationale Frage« in anderer Weise. Für die PDS in der Nachfolge der SED liegt wegen der nationalen Spaltung und der Debatte über die Mitverantwortung der SED daran die identitätsstiftende Anknüpfung an den »antifaschistischen Widerstand« als Verkörperung des »anderen« und »besseren« Deutschland auf der Hand. Dabei sollte aber nicht in Vergessenheit geraten, daß es der SED trotz aller Volksfrontappel-

le oder sonstiger taktischer Bündnisangebote nicht um einen auf dem Widerstand beruhenden nationalen Konsens ging, sondern immer nur um kommunistische Hegemonie, um die Instrumentalisierung aller anderen Richtungen. Das war keineswegs neu. Während der Jahre des Nationalsozialismus⁷ war dies zudem kennzeichnend für das Verhältnis der Kommunisten zu anderen Gruppen; und die inzwischen bekannt gewordenen Debatten der Moskauer Exil-Führung mit ihren Nachkriegsplanungen machen es ebenso deutlich. Doch erst unter den spezifischen Bedingungen der Sowjetisch Besetzten Zone Deutschlands konnte die KPD/SED ihren Machtanspruch mit Hilfe der sowjetischen Besatzungsmacht in einem Teil Deutschlands verwirklichen.

Im nationalen Konsens

Auch bei der KPF handelte es sich zunächst um eine bolschewistische, dann stalinistische und stets moskauhörige Partei ohne demokratische Binnenstruktur. Außerdem war sie die letzte der drei großen westeuropäischen kommunistischen Parteien, die zum Eurokommunismus – im spezifischen Fall auch Gallokommunismus genannt – umschwenkte und damit die politische Demokratie als prinzipiellen Wert akzeptierte, was die freie Mehrheitsbildung durch das Wählervotum einschloß. Sie trennte sich schließlich vom Begriff der »Diktatur des Proletariats« und begriff sich dennoch weiterhin als Avantgarde. Jüngst hat sie sich noch weiter reformiert: Aus dem Zentralkomitee wurde ein National-Komitee, aus dem Politbüro ein Nationalbüro, aus dem Klassenkampf die Bürgerintervention. Dennoch scheint es bei der eisernen Kontrolle der inneren Willensbildung zu bleiben. Die KPF war eine Kaderpartei mit Massenbasis, aber diese Basis erodierte langsam; sie verlor die kulturelle Hegemonie unter der Linken, und die Intellektuellen liefen davon.

Anders als die SED mußte die KPF in einem politischen Umfeld agieren, das nicht von ihr dominiert war, und sie bestimmte auch nicht die Machtverhältnisse. Auffallend war lange Zeit ihre Tendenz zur Abschottung. Sie verstand sich als eine Art Gegengesellschaft innerhalb der als feindlich perzipierten bestehenden Gesellschaft. Die Folgen der Selbstghettoisierung wie auch ihrer taktischen Bündnisse zeigten sich spätestens bei den Wahlen, so daß sie auch zu anderen Formen der Legitimierung gegenüber Mitgliedern, Anhängern und Wählern gezwungen war. Und sie hatte eine selbstbewußte Basis, wo revolutionäre Traditionen und ein

Edelbert Richter

HUNDERT ARGUMENTE

*Ein Kommentar zur
Erfurter Erklärung*



In Abstimmung mit den anderen Erstunterzeichnern

Die Unterzeichner der »Erfurter Erklärung« erhoffen sich ein Linksbündnis gegen Kohl und den globalisierten Kapitalismus.

starkes sozialistisches Erbe nachwirkten. Seit ihrer Gründung, hatte die KPF eine Form von Legitimation, die die SED nicht besaß. Auf dem Kongreß in Tours 1920 hatte die überwältigende Mehrheit der SFIO für den Anschluß an die KOMINTERN plädiert. In der Auseinandersetzung mit den konkurrierenden Sozialisten, die sich zudem häufig spalteten, war dies ein nicht unwichtiger Faktor. Hinzu kamen die kommunistischen Wahlerfolge von 1946 und 1970, wo die KPF deutlich besser abschnitt als die Sozialisten. Der gewichtigste Unterschied zur SED bestand in der nationalen Legitimierung, welche sich die KPF in der Résistance erworben hatte.

Beispielhaft für die Unterschiede im Verhältnis zu den Sozialisten sind die Einheitsverhandlungen zwischen Sozialisten und Kommunisten während des Krieges. Sie waren in erster Linie wohl eine Folge der kriegsbedingten Annäherung der Sowjetunion an die westlichen Demokratien, und mit dem Zerfall der Kriegsallianz wurden die Hoffnungen auf eine Einheit beider Parteien brüchig. Allerdings gingen beide Seiten – wie später im deutschen Fall – von höchst unterschiedlichen Einheitsvorstellungen aus. Die Sozialisten verstanden unter Einigung eine

Loslösung der Kommunisten vom sowjetischen Führungsanspruch, während die Kommunisten sozialistische Kräfte für die kommunistische Weltbewegung gewinnen wollten. Die Verhandlungen gingen zunächst von Léon Blum und den Sozialisten aus, die langfristig die Kommunisten integrieren wollten. Eine gehörige Rolle spielten dabei sicher auch die Probleme der sich als Minderheit neu konstituierenden SOZIALISTISCHEN PARTEI, deren Mehrheit der Etablierung des Vichy-Regimes zugestimmt hatte. Innerhalb der Résistance, die längst eine eigenständige politische Kraft war, wollten viele keine Wiederherstellung der Partei, doch Léon Blum dachte langfristig und kämpfte für die Sozialisten um eine Position in einer künftigen Machtstruktur. Die Sozialisten wollten vom Résistance-Renommée der kommunistischen Rivalen profitieren. Gleichzeitig wollte die SFIO sich gegenüber anderen Widerstandsorganisationen als gleichberechtigter Partner durchsetzen.

Die Kommunisten sahen jedoch keine Veranlassung, auf diesen Vorstoß einzugehen. Anders wiederum lagen die Verhältnisse im Londoner Exil, wo die Sozialisten eine anerkannte politische Kraft waren und es den Kommunisten darauf ankam, ihr politisches Gewicht ins Spiel zu bringen. Die Sozialisten spielten gerade dort eine Rolle, wo das Leben eher nach den herkömmlichen Regeln der parlamentarischen Demokratie strukturiert war. Das war es in London, aber nicht in der Résistance. Hinzu kam, daß die nichtkommunistischen Kräfte der Résistance die Sozialisten stärkten, weil sie über den kommunistischen Einfluß erschrocken waren. Die Kommunisten waren ihrerseits stets bereit, ihre Haltung zu ändern, sobald das Kräfteverhältnis es erforderte. Sie setzten auf die nationale Front und die Einheit. Sie wollten sich von den Sozialisten nicht an revolutionärem Profil übertreffen lassen und gleichzeitig die Résistance dazu benutzen, ihren Einfluß über das traditionelle Arbeitermilieu hinaus auszudehnen. Beide Parteien parierten also die jeweiligen Vorstöße, und die Verhandlungen verliefen ergebnislos, was in gewisser Weise (trotz sozialer Integration, die in der Résistance erkämpft wurde) zur politischen Isolierung der Arbeiterbewegung beitrug.

Weil sie eine Zeitlang wegen des Hitler-Stalin-Paktes nicht gegen die Nationalsozialisten gekämpft hatte, wurde die KPF nicht etwa von deutschen Besatzern, sondern 1939 von der republikanischen Regierung verboten. Insgesamt war der Widerstand gegen die deutschen Besatzer und das Vichy-Regime die Sache einer Minorität. Erst im Laufe des Jahres 1941 ent-

stand eine Reihe von Gruppen, die politisch heterogen waren, kaum politische Perspektiven und wenig Erfahrung mit der Illegalität hatten. Gemeinsam war ihnen die Ablehnung der nationalsozialistischen Fremdherrschaft und das Engagement für eine demokratische Erneuerung, wohingegen das Vichy-Regime ursprünglich nicht von allen abgelehnt worden war.

Obwohl die KPF sich mit Kritik an den Deutschen zurückhielt, widersprachen einzelne der KOMINTERN-Linie und verstanden den illegalen Kampf von Anfang an in der Tradition der Volksfront als antifaschistischen Kampf, der offiziell ja noch nicht wieder stattfand. Die Basis drängte die Parteiführung schon vor dem Überfall auf die Sowjetunion zum Kampf. Die Kommunisten brachten Erfahrungen aus der Illegalität mit, und sie bauten die effektivste militärische Widerstandsorganisation auf. Weitere Anhänger erhielten sie 1942/43 durch die Verschärfung des deutschen Zugriffs und durch erste Opportunisten, die nun auf den Sieg der Anti-Hitler-Koalition setzten. Hinzu kamen nicht wenige junge Männer, die sich dem Zwangsarbeitsdienst durch Flucht in die Illegalität entziehen wollten.

Parallel zur Ausweitung des *Maquis* nahmen einzelne Gruppen untereinander und mit dem Londoner Exil Kontakte auf, so daß – anders als in Deutschland – eben doch eine gemeinsame Widerstandsbewegung möglich wurde, in der sich De Gaulle als Führungspersönlichkeit behauptete. Trotz Reibereien und Auseinandersetzungen um Führungsansprüche entstanden im französischen Widerstand die Umrisse eines neuen Staates, der dem Vichy-Regime die Legitimation absprach und der auf einem Kompromiß unter Einschuß der Kommunisten beruhte. Diese Résistance war zahlenmäßig nur eine Minderheit, die sich in einem Umfeld von Sympathisanten bewegte, das auch nicht die Mehrheit der Bevölkerung war. Dennoch war das »andere Frankreich« repräsentativ genug, um das inzwischen unpopulär gewordene Vichy-Regime zu ersetzen. Und bald schon gab es zur Etablierung des von De Gaulle repräsentierten Regimes keine Alternative mehr.

Der Regimewechsel bei Ende des Krieges war nicht nur mit der Rückkehr zur Autonomie verbunden, sondern er basierte demnach auf dem Widerstandswillen einer Minderheit, die durch Einsatzbereitschaft und Kompromißfähigkeit gekennzeichnet war. Die Partner dieser siegreichen Koalition stimmten in ihren Auffassungen wenig überein, und die Auseinandersetzungen um ihren jeweiligen Anteil an der Macht gingen während der Tage der Befreiung unvermindert weiter. Doch allein die Tat-



So engagiert wie Ihre Aktivitäten.

Die Zukunft ist eine Gleichung mit zu vielen Unbekannten. Die Zukunft ist das, was wir daraus machen.

Wirtschaft und Gesellschaft brauchen unser Engagement. Wenn Sie das auch so sehen, liegen wir auf einer Linie. Denn für engagiertes Handeln haben wir viel übrig. Und wir sind verantwortungsbewußt

genug, über den eigenen Tellerrand hinauszublicken. Als Geschäftsbank, die unternehmerische Visionen in die Tat umsetzt. Als Verbundpartner der Sparkassen in NRW und Brandenburg; und als Landesbank des Landes NRW, die weiß, daß es keine Verantwortung gibt – außer man übernimmt sie.

WestLB

sache, daß De Gaulle als ein General aus der royalistischen Tradition zusammen mit Kommunisten, Sozialisten, Christen, Technokraten und anderen für ein gemeinsames Ziel kämpfte, förderte das Bewußtsein für die Werte einer mehr als formalen Demokratie in größerem Ausmaß, als es die Volksfront früher vermocht hatte.

Gerade die Kompromißbereitschaft der verschiedenen Résistance-Gruppen war wichtig, ermöglichte sie doch eine Erneuerung des republikanischen Konsenses, und der Reformeifer der Widerstandskämpfer schien eine wichtige Voraussetzung für die überfällige Modernisierung zu sein. Auch daß er nicht zu weit gehen würde und die gesellschaftlichen Machtstrukturen erhalten blieben, schien gesichert. Die Arbeiter konnten ebenfalls hoffen, weil die Beteiligung von Kommunisten und Sozialisten an der Regierung De Gaulle die bevorstehende Überwindung der Klassenschranken signalisierte. Für die Kommunisten bedeutete diese Zeit einen Höhepunkt an Einfluß und Machtbeteiligung. Sie waren wirkliche Partner dieser Résistance-Koalition und trugen das Streben nach nationaler Unabhängigkeit und Größe mit. Doch diese Koalition hatte wenig Bestand und zerfiel in dem Maße wie die Einigkeit der Siegermächte nicht bewahrt werden konnte. Als das Leben sich nach dem Krieg zu normalisieren begann, trachteten Bürgerliche sehr schnell danach, den nicht unerheblichen kommunistischen Einfluß zu beschneiden. Angesichts der sich anbahnenden Ost-West-Auseinandersetzung war es nicht schwer, Ängste zu mobilisieren.

Doch es waren die Kommunisten selbst, die sich aus der Regierungsverantwortung herausmanövierten. Die wachsende Unzufriedenheit ihrer Anhänger mit dem Austeritätskurs der Regierung ließ sie um ihren Anhang unter den Arbeiterwählern fürchten. Sie suchten diesen Unmut in Erfüllung der KOMINFORM-Strategie bei Streikbewegungen als Kampf gegen den Marshallplan zu nutzen. Das Ergebnis war jedoch eine allgemeine Furcht vor einer kommunistischen Machtübernahme. Der Kredit, den sie sich in der Résistance erworben hatten, ging weitgehend verloren. Ihre Solidarisierung mit den Praktiken der gewaltsamen Sowjetisierung im Ostblock kam hinzu. Auch die Sozialisten gingen zu einer solchen »Partei des Umsturzes« auf unübersehbare Distanz, und selbst die Unterstützung durch prominente Intellektuelle konnte ihre fortschreitende politische Isolierung nicht verhindern. Hinzu kam dann langfristig der industrielle und gesellschaftliche Wandel mit der Erosion von traditionellen Ar-

beitermilieus, in denen die KPF stärker als die Sozialisten ihre Verankerung hatte.

Auch wenn die KPF ihren politischen Kredit früh verspielt hatte, profitierte sie doch lange von einem Résistance-Mythos, der in erheblichem Ausmaß auf De Gaulle zurückzuführen ist und der sie einschloß. Inzwischen ist dieser Mythos etwas verblaßt. Widerstand und Kollaboration sind Themen einer höchst kritisch geführten Debatte.

Die Betrachtung macht also deutlich, wie wichtig es gerade für Sozialdemokraten sein sollte, sich der gravierenden Unterschiede zwischen deutschen und französischen Kommunisten zu vergewissern. Lionel Jospins Regierungsformation läßt sich nicht auf die deutsche Parteienlandschaft übertragen.

KAROLINE HILLE

Blick zurück nach vorn

Die »documenta X« zwischen
Strenge und Spiel

Die besten Geschichten schreibt bekanntlich das Leben selbst. Zunächst liest Catherine David den versammelten Journalisten einen Text vor, der bereits in der Pressemappe vorliegt und darüber hinaus auch noch im Kurzführer abgedruckt ist. Und als wenn dies noch nicht reichte – »Kamikaze-Pressekonferenz« wird später eine Zeitschrift schreiben –, hat kurz vorher die Tochter von Marcel Broodthaers das *Adler-Museum* ihres Vaters persönlich abgehängt, weil es ihr nicht optimal präsentiert erschien. Die *documenta*-Chefin verweigert die lautstark geforderte Stellungnahme, die Kritiker sind sauer, Buhrufe ertönen. Die weltgrößte Kunstschau hat ihren Skandal, es rauscht im Blätter- und Medienwald, bereits bei ASPEKTE am nächsten Abend ist es ein Thema.

Nun gehört der 1976 gestorbene Belgier Broodthaers in der Tat zu den Säulen von Catherine Davids *documenta*-Konzept, das in einem zurückschauenden Teil wichtigen Künstlern und Positionen ab den 60er Jahren gewid-

met ist. Auf den Spuren der Dadaisten, von Duchamp und Magritte hat der Künstler-Schelm lustvoll, selbstironisch, mit Witz und Seitenhieben auf die Kunstgeschichte an überkommenen Museumsbegriff gesägt. Mit seinem 1968 gegründeten Museum für Moderne Kunst, »Adler-Abteilung«, einer bunten Sammlung von Fundstücken zum beliebten Wappenvogel (jedes mit der Beschriftung »Dies ist kein Kunstwerk«), hielt er dem Kunstbetrieb und dem Publikum der

fünften *documenta* 1972 den Spiegel vor. In einer Hommage an den Künstler, der das Kino wie wohl kein zweiter liebte – auch hierin David verwandt – ließ sie das *Adler-Museum* wiederersterhen. Welche Blamage also der Abbau zur Pressekonferenz! Welcher Sturm im Wasserglas! Bereits am nächsten Morgen steht das Museum wieder. Der Skandal, nicht einmal ein Skandälchen mehr, fällt auf diejenigen zurück, die ihn mit viel Häme erst zu einem machten.

Über diese *documenta* schreiben bedeutet (leider) auch, sich mit der Berichterstattung zu befassen. Denn der bereits weit im Vorfeld konstruierte sogenannte »Fall David« ist vor allem ein Fall der Medien und die skizzierte Kampagne hat Methode. Die Erwartungen an die zehnte und letzte *documenta* des Jahrhunderts waren hoch, und sie waren doppelt gespannt, verantwortete sie doch zum ersten Mal eine Frau. Nun ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß eine Frau in so exponierter Stellung von der geballten Macht des nach wie vor männlich dominierten Kultur- und Medienbetriebs mit Argusaugen betrachtet wird. Dem war sich David natürlich bewußt und hat trotzdem kein Klischee bedient. Die bittere Erkenntnis mit dem Blick zurück ist allerdings, daß sie wohl sowie-

so zwischen allen Stühlen gegessen hätte. Wäre sie verbindlich und zuvorkommend gewesen, hätte »Mann« gesagt, typisch Frau, geht Konflikten aus dem Wege, da kann ja nichts Substantielles herauskommen. Nun war sie gar nicht verbindlich, hochintellektuell, theoretisch, manchmal harsch und sperrig, sie holte sich keine Sachverständigen ins Team, verweigerte sich dem *Small talk*, mißtraute Kommerz und Sponsoren. »Ich bin doch nicht dazu da,

daß mich die Leute lieben«, sagt sie mit Blick auf die Medien in einem Gespräch. Die so Düpierten schlugen zurück, bisweilen bis unter die Gürtellinie. Jetzt hieß es, ihr fehle der Blick für die Sinnlichkeit und Schönheit der Künste, ihr Konzept sei öde und theoretisch. Nie habe sie ihr Studium mit akademischen Weihen abgeschlossen, eigentlich auch keine bedeutenden Ausstellungen gemacht, sowieso



Catherine David

Foto: Gitty Darugar

sei sie nur zweite Wahl gewesen und nach der Trennung von Mitarbeitern und den despektierlichen Äußerungen über die Kulturlosigkeit der Kulturstadt Kassel, spekulierten die Medien in aller Ausführlichkeit über Nachfolger im Falle ihres Rücktritts. Selbst nationale Töne blieben nicht aus, erschreckend sind sie vor allem aus der Feder von renommierten Kritikern wie Peter Iden, der ihr »spezifisch französische Arroganz« vorwirft. »Neutralität wird es wieder nicht geben«, orakelt Wolfgang Kemp in der ZEIT mit Blick auf die historischen Beziehungen zwischen Kassel und Frankreich und strickt im folgenden sehr gekonnt mit am antifranzösischen Affekt.

Es gibt vereinzelte Ausnahmen (so von Eduard Beaucamp von der FAZ), ansonsten bestimmen die negativen Kritiken das Presseecho, beklagen die Kritiker (Gruppenbild ohne

Damen) den Niedergang der *documenta*. Theorielastig und in »heilloser(r) Beliebigkeit« sieht Kemp David an der selbst gestellten Aufgabe scheitern. Ähnlich Iden (FRANKFURTER RUNDSCHAU), für den es unter dem gedanklichen Überbau fürchterlich aussieht: »fast alles dürr, zäh, ästhetisch verödet, ohne Leben.« Auch für Matthias Frehner (NEUE ZÜRCHER ZEITUNG) ist das ganze eine Kopfgeburt, »spannungslos monoton«, einseitig und für Augenmenschen eine »Wasserkur«. Alfred Nemeček, Chefkritiker von ART, bezeichnet David gar als Exorzistin, nichts sei neu oder originell, selbst die geringe Zahl der Künstler (knapp 130, weniger als bei der ersten *documenta*) wird auf der Minusseite verbucht. Ginge es nach ihm, bliebe diese *documenta* die »historische Ausnahme«, die in fünf Jahren korrigiert werden müsse. Unschlagbar bis jetzt der Kunstlehrer der Nation Bazon Brock, der die Französin offensichtlich haßt wie der sprichwörtliche Teufel das Weihwasser. In der neuen Reihe *Bilderstreit* von SAT fuchtelte er mit einem Titelfoto von David herum und war kaum zu bremsen: Wie könne sie es wagen, so zu posieren, wo sie doch den Kunstrummel und Starkult angeblich so widerwärtig fände.

Urbanistisches »documenta«-Konzept

Der niederländische Architekt und Städteplaner Rem Koolhaas beschäftigt sich in seinem *documenta*-Beitrag über das chinesische Pearl-River-Delta mit einer außergewöhnlichen urbanen Situation, einer realen Vision. Mehrere Städte, darunter Hongkong und Macao, werden mit extremer Geschwindigkeit in den nächsten 30 Jahren eine Megametropole mit 34 Millionen Einwohnern bilden; jährlich entstehen 500 Quadratkilometer Stadt (soviel wie dreimal Paris!). Das verlangt nach einem Umdenken, nach ganz neuen urbanistischen Konzepten und weist auf fundamentale Umwälzungen, auf die Antworten gesucht werden müssen und zwar nicht nur von den Architekten. Für Catherine David ist dieses gigantische Projekt eine sinnfällige Metapher für die Herausforderungen unserer Zeit und für Entwicklungen, von denen wir alle betroffen sind. Hier knüpft ihr Konzept an: zeigen soll die *documenta*, welchen Stellenwert das Nachdenken über die Stadt, über Urbanität in der heutigen Kultur hat. Noch jeder *documenta*-Leiter hat versucht, der Schau seinen unverwechselbaren Stempel aufzudrücken. Aber keines der unterschiedlichen Konzepte, die immer auch Zustandsbeschreibungen der Gesellschaft waren, ist so klar formuliert, so durchdacht gewe-

sen wie das von David. Die Welt wie die Kultur sind heute so komplex, daß wir Erklärungen und Diskussionen, Fragen und Antworten brauchen. Die überkommene Aufteilung von Kultur in einzelne Sparten und Gruppen wird dieser Komplexität nicht mehr gerecht, folgerichtig hat David neben bildenden Künstlern im klassischen Sinn, Performance-, Video- und Installationskünstler, Architekten, Filmemacher, Fotografen, Theater- und Filmleute, Musiker, Schriftsteller, Philosophen, Computerspezialisten, Kunsthistoriker, Medienwissenschaftler, Publizisten eingeladen, ihre Arbeiten vorzustellen sowie miteinander und mit dem Publikum zu diskutieren. Das erste Mal in ihrer Geschichte zeigt eine *documenta* in größerem Umfang direkt zu diesem Anlaß produzierte Filme und Theaterinszenierungen.

An jedem der 100 Tage empfängt David in der *documenta*-Halle einen Gast. Dieses allabendliche Vortrags-, Dialog- und Diskussionsforum entwickelte sich in kürzester Zeit zum Publikumsmagneten, wie die gesamte *documenta*, von der sich schon jetzt (Anfang August) sagen läßt, daß sie die 615.000 Besucher von 1992 weit übertreffen wird. Diese jedenfalls haben die *documenta* angenommen und gerade die vielen jüngeren Leute bei den Veranstaltungen beweisen, daß ein Interesse an den Fragen und Problemen unserer Zeit besteht, daß das Konzept hier einen Nerv trifft.

Inhaltlich und formal hat David ihr Thema, den urbanen Raum und die Stellung des Menschen in ihm, zweigleisig entwickelt. *Retroperspektive* nennt sie ihre Herangehensweise, einen Blick zurück nach vorn. Diejenigen Künstler sind ihre Zeitzeugen, die in den 60er Jahren begannen, sich kritisch mit Geschichte und Gegenwart auseinanderzusetzen, die Hierarchien, die westliche Zivilisation und nicht zuletzt die »Schönen Künste« radikal in Frage stellten. Diesen Künstlern, unter ihnen (der bereits erwähnte) Marcel Broodthaers, Lygia Clark, Gordon Matta-Clark, Richard Hamilton, Helio Oiticica, Hans Haake, Gerhard Richter, Michelangelo Pistoletto, Maria Lassnig, Nancy Spero, der Architekt Aldo van Eyck, die Dokumentarfotografen Robert Adams, Helen Lewitt, Ed van der Elsken, Walker Evans sind im traditionellen Ausstellungsort der *documenta*, dem Fridericianum, die Haupträume und im Kulturbahnhof zwei große Säle vorbehalten. Ihre Werke und Positionen wirken zum Teil fort und werden von den Jüngeren unter veränderten Vorzeichen neu gesehen. Die weitgehende Ausklammerung des Malerischen hat in diesem Konzept natürlich Methode, steht das Bild

doch noch immer konstitutiv für die Institution Museum, die ja von diesen Künstlern so vehement kritisiert und verlassen wurde, da ihre hermetische »Innenwelt« auf die aktuellen Zeitfragen keine Antworten hatte. Im übrigen ist heute der Terminus »Bild« noch vieldeutiger, schillernder und schwieriger eingrenzbar als vor 30 Jahren: Video, Film, Computer, Internet, Homepages, Websites lassen die herkömmlichen Kategorien auseinanderfallen. Und wer das Fehlen des Ästhetischen auf dieser *documenta* so laut beklagt, sollte sich beispielsweise die Aquarelle der *War Series* von Nancy Spero aus den 60er Jahren anschauen, die durch ihre sensible malerische Schönheit die Greuel des Vietnamkrieges um so stärker hervortreten lassen.

Den zweiten Schwerpunkt von Davids Konzept bildet der Parcours. Seit 1955 ist Kassel *documenta*-Stadt. Im Krieg schwer zerstört, spiegelt die Stadt heute sowohl den Wiederaufbau als auch Krise und Rezession, sie wird zum »exemplarischen Ort«. Der urbane Parcours betont die Heterogenität der Stadtgeschichte: Er führt vom ehemaligen, inzwischen zum Kultur- und Freizeitzentrum umgebauten Hauptbahnhof, wo nur noch Regionalzüge abfahren, über heruntergekommene und von

Schließung bedrohte Fußgängerunterführungen, weiter über die erste Fußgängerzone Deutschlands, die in den 50er Jahren gebaute sogenannte Treppenstraße, bis zur restaurierten barocken »Hochkultur« von Friedrichsplatz, Fridericianum, Orangerie und Auepark, vorbei an Ottoneum und *documenta*-Halle. Ganz anders als die Skulpturen im öffentlichen Raum aller früheren *documenta*-Ausstellungen, die als Kunstwerke immer erkennbar waren, verschmelzen die »Stadt-Arbeiten« dieser *documenta* mit ihrer Umgebung und entziehen sich so dem schnellen Konsum. Oft sind sie im Bahnhof, auf der Straße, in der unterirdischen Passage oder den Geschäften als Schaufensterdekorationen (Raymond Hains, Dan Graham), als Plakatierungen (Suzanne Lafont, Jeff Wall), auf Litfaßsäulen (Hans Haake) und Reklameflächen (Erik Steinbrecher, Jean-Luc Moulène), als Architekturbestandteile (Slaven Tolj) oder Unkrautwuchs zwischen den Bahngleisen (Lois Weinberger) nur noch anhand des Faltblattes identifizierbar.

Der Blick in die Presse bestätigt eines nachdrücklich: Auch wenn sich die Kritiker im Verriß einig sind, das, was sie selbst für interessant, wichtig, lohnend, stark oder substantiell halten und dem Publikum nahelegen, ist sehr

David Reeb: Let's have another war, 1997

Foto: © Werner Maschmann



subjektiv – was der eine lobt, ist dem anderen ein Greuel. Im offenen Bekenntnis zur Subjektivität deshalb hier am Schluß drei ganz persönliche Empfehlungen.

Erstens: Fläche und Raum, aber ebenso die Fragilität und Endlichkeit eines Werks thematisiert Mariella Moslers Bodenarbeit *Linien und Zeichen*. Das raumfüllende, an Jugendstilornamentik erinnernde Relief mit geschwungenen und ineinander verschachtelten Kreissegmenten ist von hohem ästhetischen, auch haptischen Reiz. Der offensichtliche Arbeitsaufwand, die Präzision der Ausführung und die Freude beim Betrachten werden konterkariert durch das Material. Das Relief besteht aus Sand, am Ende einer Präsentation wird es unweigerlich zerstört.

Zweitens: Die großformatigen Fotografien in schwarz-weiß des Kanadiers Jeff Wall. Quasi dokumentarisch, erzählen sie kleine Alltagsgeschichten in scheinbar spontanen Momentaufnahmen und werden um so rätselhafter, wenn man weiß, daß sie bis ins Detail in langwieriger Arbeit gestellt und inszeniert sind.

Und schließlich *drittens* die Videoinstallation *Trap Door* der in New York lebenden Pariserin Liisa Roberts auf vier großen Projektionswänden in einem Raum, der gleichzeitig real und inszeniert ist. Dem ewigen rauschhaften Kreisen um das Weibliche (in Form einer Skulpturengruppe) auf einer der Flächen stehen die anderen räumlich frei gegenüber. In extremer Zeitlupe zeigen diese die Bewegungen der Hände von drei sich unterhaltenden Frauen – der weibliche Körper als Subjekt und Objekt zugleich.

Diese zehnte *documenta* hat ein durchdachtes Konzept mit gesellschaftspolitischem Anspruch und bietet gleichzeitig ganz unterschiedliche künstlerische Aktivitäten. Sie löst vielleicht nicht alle postulierten Ansprüche in den Werken ein, aber sie ist weder eine kalte, rigorose, unsinnliche Kopfgeburt noch ein zum Rummelplatz verkommenes Kunstspektakel. Streng ist sie und zugleich spielerisch. Und wenn ihr eine wegweisende Utopie ins 21. Jahrhundert fehlt, so liegt das unter Umständen daran, daß es einfach keine großen Menschheitsträume mehr gibt.

Aber Hoffnung ist erlaubt. Blicken wir auf die »größtenwahnsinnige«, zur Zeit über 5.000 Einzelobjekte vom Zeitungsausschnitt über das Foto bis zur Skizze umfassende Lebens- und Zeitdokumentation von Gerhard Richter mit dem beziehungsreichen Titel *Allas*, vielleicht das beeindruckendste Werk dieser *documenta* – ein *work-in-progress* aus unzähligen möglichen Bildern.

September '87

KLAUS HARPPRECHT

Der rote Teppich

Honecker in Bonn

Niemand hat uns je hinterbracht, aus welchem Material das ominöse Stück gewebt sein mag, das die Handlanger des Protokolls vor der Ankunft der Staatsgäste auszurollen pflegen: reine Schurwolle, flauschiger Velour, rauher Kokos oder ordinärer Sisal, womöglich von spindeldürren Halbsklaven in Bangladesh gezupft?

Wie immer es sich damit verhalten mag: das rote Ding legte sich schwer auf die deutsche Seele, seit Erich Honecker sein Schuhwerk auf die symbolträchtige Textilie setzen und danach die Front der Ehrenformation abschreiten durfte, strammen und federnden Schrittes, wie er den Kurzwüchsigen oftmals eigen ist: für den tiefgrauen Kleinbürger aus dem Saarland, der es zum Oberhaupt der Arbeiter- und Bauernrepublik deutscher Nation gebracht hatte, gewiß der Zenit seiner Laufbahn, denn in jener Bonner Stunde sah er sich endlich anerkannt – sich selber und seinen Staat.

Die hohe Geste entsprach dem Gang der Dinge und, falls das feierliche Wort erlaubt ist, einer historischen Logik, der sich Kanzler Kohl nicht verweigern wollte: Ostpolitik und Entspannung hatten die Bundesrepublik und die DDR zu einer bewaffneten, doch alles in allem friedlichen Koexistenz überredet. Mehr noch: um den schwächeren Partner im Osten auf den Beinen und damit Europa im Gleichgewicht zu halten, ließen wir es an stärkenden Wohltaten nicht fehlen, die uns nicht allesamt erpresserisch abgehandelt wurden. Wir gaben vielmehr – von Franz Josef Straußens generöser Strategie gelenkt – Milliarden unserer kostbaren Mark aus freien Stücken dahin, wenngleich nicht selbstlos.

An der Mauer und am großen Zaun wurde dennoch geschossen, wenn den Genossen die Bürger zu entlaufen drohten. Andere, die aufgemuckt hatten, verwiesen sie des Landes, sofern sie nicht hinter antifaschistische Gitter gesteckt wurden, sozusagen die ultimative Nische, um auf dem Wege ihres Freikaufs die sozialistische Devisenlage unkonventionell zu verbessern. Eine komplexe Situation, aus der wir das Beste zu machen versuchten. Eben dies haben wir den Oberbrüdern und -schwestern uns Verrecken nicht verziehen – und noch weniger uns selber. Der rote Teppich und die

Strauß-Milliarden nähren ein dumpfes Schuldgefühl, das der nicht allzu verlässlichen Einsicht entstammt, daß die dort drüben ein halbes Jahrhundert auch unsere Last tragen mußten, weil sie das Pech hatten, sich 1945 auf der falschen Seite des niederrasselnden Eisernen Vorhangs zu befinden.

Umso vehementer regt sich nun das Bedürfnis, uns *post festum* ein gutes Gewissen zu verschaffen. Zumal die Justiz sich dieses Verlangens mit ihrem standeseigenen Eifer zu bemächtigen scheint, gewissermaßen in Umkehrung der Filbinger-Maxime, die besagte, daß heute nicht Unrecht sein kann, was gestern Recht gewesen sei. Umgekehrt wird der bundesgesamt-deutsche Schuh draus: was wir heute als Unrecht erkennen, muß immer schon Unrecht gewesen sein.

Daran ist nicht zu rütteln. Unsere Staatsanwälte und Richter waren überdies umsichtig genug, sich bei ihren Prozessen gegen den Roten-Teppich-Beschreiber Honecker (der sich dem Verfahren zwecks Sterbens entziehen durfte), den senilen Mielke, den agilen Wolf und zuletzt gegen die peinlich-armselig-niveaulose Politbüro-Garde um Egon Krenz auf DDR-Recht zu stützen. Clever. Vielleicht sogar recht-

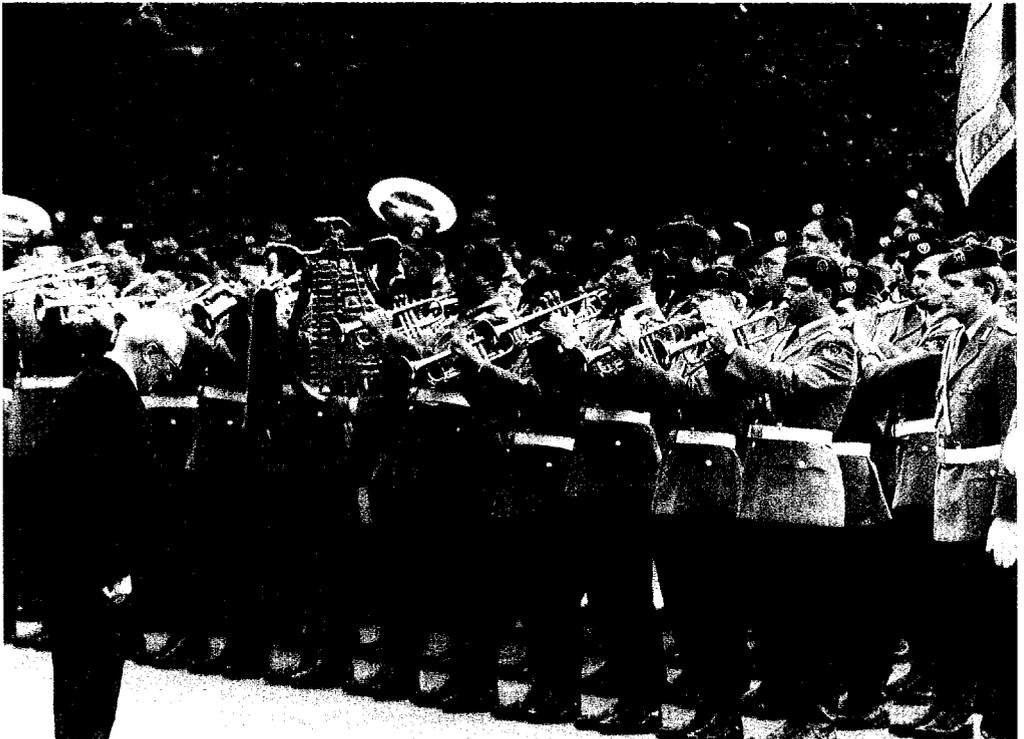
schaffen. In der Tat wäre es ungut, die Mauer-schützen ins Gefängnis zu schicken und ihre Anstifter an den Schreibtischen ungeschoren zu lassen.

Wäre da nicht der Eifer... Bewirkt er die leisen Stiche im Kopf, in der Herzgegend oder wo immer sich das Gewissen aufhalten mag? Die Neigung zum Hundert-, ja Hundertundfünfzigprozentigen, mit der sich die Blüte unserer Jurisprudenz auf ihrem Bildungswege allemal vollzusaugen scheint? Im wilhelminischen Vaterland verhielt es sich so, in der ersten Republik traf es weniger zu, doch danach umso heftiger. In der zweiten Republik ließen die Herren (Damen gab es kaum) zunächst die Fünfe gerade sein, wenigstens rückblickend. Das Filbinger-Kartell widerstand dem Wandel der Zeiten. Keine der braunen Krähen in den schwarzen Roben hackte der anderen ein Auge aus. Erst ein halbes Jahrhundert später macht man sich zögernd an die Arbeit, die Unrechts-Urteile des Dritten Reiches, die in der Regel den Kopf kosteten, aufzuheben oder zu revidieren.

Die personelle Fortdauer der Nazi-Justiz war der eigentliche Skandal, der die Anfänge der Bundesrepublik verdunkelte. Von die-

Der »tiefgraue Kleinbürger« Honecker schreitet die Ehrenformation ab.

Foto: dpa



sem Makel hat sich unser Rechtswesen bis heute nicht befreit. Wo bleibt die retrospektive Selbstprüfung, wo der historisch-exakte Bericht, wo das nachträgliche Schuldbekennnis? Überprozentige Unerbittlichkeit gegenüber den kleinen und großen Schurken des anderen Unrecht-Regimes löscht die Schmach nicht aus. Von »Siegerjustiz« kann nicht die Rede sein. Es handelt sich in vielfacher Hinsicht um die Justiz von Besiegten.

JÜRGEN BUSCHE

Selten soviel im Nebel gestochert

Die Barschel-Affäre war ein Schauspiel nur

Die Affäre des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Uwe Barschel und seines Medienreferenten Rainer Pfeiffer, die mit dem Selbstmord des Politikers und dem Bekanntwerden heimlicher Zahlungen eines sozialdemokratischen Landesministers an jenen Pfeiffer sowie dem Rücktritt des Barschel-Nachfolgers, SPD-Vorsitzenden und Kanzlerkandidaten, Björn Engholm, endete, ist von all den Affären, die zeitweilig die Bürger der Bundesrepublik beschäftigten, sicherlich nicht diejenige, die am schwersten wog, aber doch die, in der einige der Beteiligten die schwersten Folgen zu tragen hatten.

Das Staatsbegräbnis, das Barschel in Lübeck erhielt, wurde seinerzeit von vielen, die dabei waren, als eine makabre Veranstaltung empfunden. Heute, nachdem etwas mehr über Zusammenhänge in den Vorgängen an der Kieler Förde bekannt ist, mag mancher die Würde, um die sich damals Geistliche und Politiker nicht zuletzt wegen der Familie Uwe Barschels bemühten, mit selbstkritischen Gedanken anerkennen. Selten wurde soviel im Nebel gestochert.

Zwei Untersuchungsausschüsse des schleswig-holsteinischen Landtags sollten mehr Klarheit in die Angelegenheiten bringen. Im ersten riskierten CDU-Abgeordnete ihr Ansehen, da sie versuchten, das, was an Pfeiffers Aussagen zu Lasten seines früheren Dienstherrn zutreffend zu sein schien, möglichst vollständig ans Licht zu ziehen. Im zweiten ging es den Sozialdemo-

kraten nicht gut, als sie halfen herauszufinden, was in der ursprünglichen Affäre zuvor überzogene Ausdeutung dubioser Aussagen gewesen und was zweifelhaftes Taktieren unfreiwillig – und freiwillig – beteiligter SPD-Funktionäre und Mandatsträger war.

Es sind nur wenige Männer, die unterschiedlich tief in die Affäre verstrickt waren. Diese wenigen sind von der Aufklärung der wichtigsten Vorgänge dabei hart getroffen worden. Trotz oder vielleicht gerade infolge des allgemeinen Vertrauensverlustes der großen Parteien jenseits ihrer publizitätsmächtigen Spitzenleute traf die Affäre auch die CDU und die SPD. Die Partei Barschels fiel auf destaströse Weise der moralischen Verurteilung von weiten Teilen der Bevölkerung anheim, und auch wenn sie seither einiges davon hat abschütteln können, so ist es doch dabei geblieben, daß sie nun im Kieler Landeshaus in der Opposition sitzt und zusehen muß, wie in dem Bundesland, in dem sie jahrzehntelang über eine – freilich stets knappe – Mehrheit verfügte, die Sozialdemokraten regieren, und zwar wenigstens von der CDU unangefochten.

Die SPD verlor, eine Spätfolge der Affäre, ihren Bundesvorsitzenden und Kanzlerkandidaten, als bekannt wurde, daß Björn Engholm, 1987 der landespolitische Herausforderer Barschels, früher von Pfeiffers Mitteilungen Kenntnis hatte, als er bei ihrem öffentlichen Bekanntwerden zugeben mochte. Das Fehlverhalten wäre von niemandem auf die Goldwaage gelegt worden, hätte Engholm nicht die Rolle des Opfers, in die ihn die Affäre gedrängt hatte, mit der Aura des besseren Menschen verbunden, als der er nun vielen – mag sein, manchmal auch sich selbst – erscheinen wollte. Was immer der SPD-Landesvorsitzende Jansen – der hernach als Engholms Arbeits- und Sozialminister Pfeiffer heimlich bezahlte – und sein Faktotum Nilius schon vor Aufdeckung der Machenschaften von Barschels Medienreferenten mit ihm besprochen und unternommen hatten (und wann immer das begonnen haben mochte), das verbot Engholm, sich so engelsgleich zu geben, wie er es fortan tat – und Unwissenheit, sollte sie ihn entschuldigen, konnte in seinem Amt und bei seinen Ambitionen nicht vor Strafe schützen.

Was geschehen war, läßt sich unterdessen ziemlich kurz rekapitulieren. Mitte der 80er Jahre kam in der CDU Schleswig-Holsteins die Sorge auf, der junge Ministerpräsident Uwe Barschel, Nachfolger des ungleich populäreren Gerhard Stoltenberg, der in Bonn als Finanzminister Helmut Kohls in dessen Tiefs mit hineingezogen wurde, könnte die Landtagswahl



● Die „Standort hier“-Initiative:
Die Sparkasse engagiert sich als
Ratgeber und Finanzier für öffentliche
Vorhaben. Informieren Sie sich
einfach direkt.
Wenn's um Geld geht – Sparkasse 

**DAMIT ÖFFENTLICHE VORHABEN NICHT
NUR VORHABEN BLEIBEN.**



gegen den nach der Wende 1982/83 von Bonn (wo er zuletzt Bundesminister war) nach Kiel zurückgekehrten Björn Engholm verlieren. Barschel wurde von dieser Sorge angesteckt, und er versicherte sich für das Wahlkampffahr der Unterstützung eines Journalisten, von dem man, nach allem, was über ihn bekannt war, kaum mehr als Fündigkeit bei der Produktion von *dirty tricks* in der Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner erwarten konnte. Diesen Mann plazierte Barschel nun nicht etwa in der Organisation der Partei, deren Vorsitzender Stoltenberg war, sondern in der Pressestelle der Landesregierung. Damit war dem Unheil der Grund gelegt, und was immer seither zur Entlastung von Barschel vorgetragen wurde, davon kann man ihm unmöglich freisprechen.

Pfeiffer nahm im Kieler Landeshaus seine Tätigkeit auf. Ob er tat, was Barschel sich ausgedacht hatte, oder ob er später Barschel zuschob, was er sich ausdachte und ins Werk setzte, ist kaum noch zu klären. Allerdings paßt es nicht zu Barschels Stil, sich einen wie Pfeiffer in die Nähe zu holen, wenn der nur zu tun hatte, was ihm selbst einfiel. Von dem, was geschah, bekam die Öffentlichkeit nichts mit. Aber nach einigen Monaten – es kam bereits der Wahltermin in Sichtweite – wollte Pfeiffer von Barschel wissen, wie es nach dem gemeinsam erarbeiteten Erfolg mit ihm weitergehen werde. Er stellte sich einen höheren Posten in einem Ministerium vor. Aber sei es, daß Barschel so verrückt denn doch nicht war, ihm dergleichen zu verschaffen oder auch nur zu versprechen, sei es, daß seine Begeisterung für diesen Mitarbeiter unterdessen abgekühlt war – die Gemeinheiten gegen Engholm hatten keine Wirkung gezeigt, wie herum es auch gelaufen sein mochte: ob Pfeiffer zu stümperhaft ausführte, was Barschel vorschwebte, oder ob Barschel den Ungeist, den er gerufen hatte, gern wieder losgeworden wäre, weil er eher Ungenach von seinem Tun fürchtete. Pfeiffer blitzte ab.

Unwissenheit schützt vor Strafe nicht.

Und ging zu einem, den er in der schleswig-holsteinischen SPD für einen Kumpel hielt. Bald darauf gab es auch die erste Gemeinheit gegen Barschel, doch was genau und von welcher Energie gespeist da gelaufen ist, läßt sich immer noch schwer sagen.

Gleichviel, in der SPD – wahrscheinlich wurde schon früh Vorsitzender Jansen von seinem Faktotum informiert – wurde es versäumt, die schier unglaubliche Sache gleich publik zu machen. Das kann daran gelegen haben, daß sie schier unglaublich war – die Sozialdemokraten

durften skeptisch sein, ob man ihnen das Herauskommen mit einer solchen Geschichte zu diesem Zeitpunkt nicht als böswillige Räuberpistole auslegen werde. Aber schließlich hatte sich nun Pfeiffer selbst enttarnt. Die SPD-Leute hätten ihn kühl aus dem Büro weisen können und fortan die Presseabteilung der Landesregierung mehr als üblich im Auge behalten müssen. Statt dessen sieht es nun so aus, als hätten sie umgekehrt ein Spielchen mit Pfeiffer gespielt. Darauf deutet zumindest der perfekt gewählte Zeitpunkt der Enthüllung kurz vor der Wahl.

In der CDU bracht Panik aus. Bei der Landtagswahl einen Tag später kam sie zwar noch glimpflich davon, aber es war rasch klar, daß es Neuwahlen geben würde. In einem einzigartigen Drama demontierten sich Barschel und die CDU. Stoltenberg, der Parteivorsitzende, griff kraftvoll ein, war jedoch nie Herr der Lage. Barschels Selbstmord im Genfer Hotel *Beau Rivage* bildete den Abschluß eines Verzweiflungslaufs, bei dem der Politiker sich am Ende allein gelassen fühlte, nachdem er zuvor etliche Mitarbeiter mit in die Lügengeschichten gezogen hatte, die er zu seiner Verteidigung ersonnen hatte – ein Unterfangen, bei dem ihm sein kurzzeitiger Nachfolger Henning Schwarz, von der CDU mit der Überprüfung der Vorwürfe beauftragt, nicht, wie er wohl gekommt hätte, Paroli bot. Die sogenannte *Ehrenwort-Konferenz*, bei der Barschel in einer eigens angesetzten Direktsendung des Fernsehens dem deutschen Volk sein Ehrenwort gab, daß er hinsichtlich der Pfeifferschen Anschuldigungen unschuldig sei, wurde schon in selbigem Moment von Beobachtern als verräterische Überreaktion interpretiert.

Keinerlei Reaktion zeigten der SPD-Vorsitzende Jansen und sein Pressesprecher Nilius auf einer Pressekonferenz dieser Tage, als ihnen von einem Reporter gezeigt wurde, wie perfekt hier der Fortgang der Dinge für die Landes-SPD gelaufen sei, und er sie fragte, ob denn das reiner Zufall sein könnte. Die SPD, angefangen bei Engholm an der Spitze, tat überrascht, entgeistert und unschuldig. Das letztere war sie zumindest nicht ganz, das erstere noch weniger. Daß sie entgeistert war, darf man ihr glauben, und daraus erklärt sich gewiß manche Fehlreaktion in ihren Reihen.

Der erste Untersuchungsausschuß des Kieler Landtags förderte zu Tage, daß Barschel in seiner Ehrenwortkonferenz mehrfach gelogen hatte und einige seiner Mitarbeiter mit ihm. Der zweite Untersuchungsausschuß zeigte, daß diese Lügen vielleicht nur auf ungeschickte Verteidigung hindeuteten, daß aber kaum als er-

wiesen gelten konnte, daß Barschel die von Pfeiffer mitgeteilten schmutzigen Tricks zur Persönlichkeitsdestabilisierung von Engholm tatsächlich ersonnen und angeordnet hatte. Dafür gibt es bis heute nur die Aussage Pfeiffers – und der ist in vieler Hinsicht ungläubwürdig.

Der zweite Untersuchungsausschuß mußte sich dann aber auch mit der Tatsache beschäftigen, daß Engholms Minister Jansen unauffällig Geld in einer kleinen Schachtel in seiner Schreibtischschublade sammelte – dann und wann aus dem Geldautomaten gezogen – und es durch sein Faktotum Nilius unter konspirativen Umständen Pfeiffer übergeben ließ – lange nach dem offiziellen Abschluß der Affäre. Jansen erklärte das mit einer Art Mitleid für den Mann, der Schlimmes aufgedeckt habe und nun als Verlierer der Entwicklung dastehe, von der andere profitiert hätten. Jansen verlor sein Ministeramt. Aber widerlegt werden konnte ihm seine Geschichte nie. Beobachter, die ihn kennen und mögen, sind bis heute überzeugt davon, daß er die Wahrheit sagt.

Und warum mußte Engholm zurücktreten? Er hatte in der Aufregung des Wahlabends sich überrascht und unwissend gegeben, hatte gar auf die Frage, ob er vorher davon gewußte habe, mit *Nein* geantwortet. Das war gelogen. Hätte er die Wahrheit sagen können? Ja, aber das hätte ihn und der SPD den Abend verdorben. Nicht viel, mag man denken. Doch die Entscheidung war in einer Zehntelsekunde zu treffen, und die von der Rolle des Opfers geformten Züge des Barschel-Herausforderers hätten für eine wahrheitsgemäße Antwort anders aussehen müssen. Dabei war er das Opfer der ursprünglichen, eindeutig nicht sauberen Intentionen ja zweifellos gewesen – aber er war es am Wahlabend schon seit einiger Zeit nicht mehr nur.

Man kann sagen, Engholm war einfach nicht intelligent genug, um das verdeckte Spiel zu beherrschen und um zu wissen, wann damit Schluß sein mußte. Man muß allerdings dann auch fragen, wie wünschenswert solche Intelligenz ist. Engholm hat sich in einem Augenblick falsch entschieden, und nach dieser Fehlentscheidung eines Augenblicks mußte er sich anschließend lange Zeit mit einem Gerüst von Unwahrheit und Versteckspiel in der Geschichte behaupten. Dabei nahm sein Fehlverhalten an Gewicht zu, ohne daß er irgendetwas hinzugefügt hätte. Es war die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit für das besondere seiner Rolle, die mit der Zeit aus einer kleinen Verlogenheitslüge ein Monstrum machte, das ihn, als es nicht mehr zu verbergen war, zum Rücktritt zwang. Etwas

anderes wäre es gewesen, wenn er, der sozialdemokratische Oppositionsführer im schleswig-holsteinischen Landtag, seinen Parteivorsitzenden Jansen so früh wie möglich veranlaßt hätte, die Barschel-Affäre dann sogleich öffentlich zu machen – ohne Rücksicht auf taktische Überlegungen. Vielleicht hat er's nicht gewollt, vielleicht hat er's nicht gekonnt. In dieser Schwäche liegt der ernsthafte Grund für seinen Rücktritt als Ministerpräsident und Kanzlerkandidat. Jetzt begann in der SPD das groteske Spiel, bei dem die Enkel wie die drei gerechten Kammerer nach der Macht strebten.

Strukturelle Defizite der parlamentarischen Demokratie in der Bundesrepublik waren es nicht, die zur Barschel-Affäre führten und sie charakterisierten. Es war das – höchst unterschiedlich zu bewertende – Fehlverhalten einiger Männer, ein Fehlverhalten zudem, das Entscheidungen betraf, die von ihrem Amt, ihrer Funktion her gesehen weit unterhalb ihrer Wahrnehmungsebenen lag. Da war es Nervosität, Leichtsinn, Gedankenlosigkeit bei Barschel und Engholm, was über viele Stationen zur Katastrophe oder ins Desaster führte. Von anderen Beteiligten in beiden Parteien wäre gesondert zu reden, doch was dabei herauskäme, würde der Geschichte nicht mehr Bedeutung geben.

Es war, was da im Nebel der Kieler Förde gegeben wurde, ein packendes Schauspiel, mal empörend, mal beklemmend, mal abstoßend, mal zum Lachen reizend, immer befremdend, immer neue Gerüchte produzierend – aber es war ein Schauspiel nur.



**Sextourismus, Frauenhandel
genitale Verstümmelung,
sexueller Mißbrauch an
Frauen und Mädchen,
lassen an der Unteilbarkeit
und Universalität der
Menschenrechte
zweifeln.**

**Frauen werden
weltweit in ihren
Menschenrechten
verletzt.**

**Wir setzen uns
für sie ein.**

**Unterstützen Sie
uns durch Ihre
Mitarbeit, Spende
oder Förder-
mitgliedschaft.**

KSK Tübingen
Kto.-Nr. 881 999,
BLZ 641 50020

Nähere Infos bei:
TERRE DES FEMMES e.V.
Menschenrechte für die Frau
Postfach 25 65, 72 01 5 Tübingen
Tel. 0 70 71/24 28 9, Fax 0 70 71/55 03 52

Thema: PORTUGAL

I. Lusitanisches

THEO PISCHKE

Zwischen Meer und Gebirge

Ummelancholische Anmerkungen zur portugiesischen Realität

Hinaus in die Welt – und wieder zurück. Cascais liegt am Meer, Sintra im Gebirge. Dazwischen nur dreißig Kilometer Dörfer und Landschaft. Landschaft wie Poesie. Der Überlandbus schlängelt sich die »Serra de Sintra« hinauf. Überholverbot. Rechts das Grün der Wiese. Links die steile Felsenküste, noch weiter links das Meer. Heiligenhäuschen am Straßenrand. An die Hänge schmiegen sich hier und da Landhäuser, sogenannte *Quintas*; von ihren Besitzern mit mehr oder weniger phantasievollen Namen bedacht. Einer hat die ihm täglich hier vor Augen stehende Unzertrennlichkeit von Meer und Gebirge im Namen seiner *Quinta* verewigt: »Serramar«.

Am Strand von Cascais sah der deutsche Schriftsteller Reinhold Schneider in längst vergangener Zeit »die Fischer im Schlafe, den Zipfel ihrer wollenen Mütze übers Gesicht geschlagen, andere flicken die Netze auf der Straße und singen dazu das unendliche portugiesische Lied vom Meer und den Wolken, von der furchtbaren Traurigkeit der steinernen Berge und von der Verlassenheit des Menschen, der immer einsam, immer verloren ist zwischen diesem Meer und diesen Bergen.«

Schneider hat Portugal Anfang der 30er Jahre viel bereist, süßliche Schwermut und reichlich Melancholie im Gepäck, und die »portugiesische Seele« verstanden wie kaum ein anderer ausländischer Besucher. Doch kann man sich am Ende des 20. Jahrhunderts mit Romantik und Melancholie auf die Suche nach der »Seele« eines Volkes machen? Die Portugiesen mögen es nicht, wenn Ausländer ihr Land »romantisieren«. Sie

sehen dies als »fortschrittsfeindliche« Konservierung des Vergangenen, reklamieren ihr Recht auf »Modernität«. Dies mußte etwa Wim Wenders erfahren, dessen romantischer Lissabon-Film »Lisbon Story« von der portugiesischen Kritik zerrissen wurde. Schneiders Fischerdorf Cascais lebt heute vom Tourismus. Das ganze Jahr über. In den Sommermonaten flanieren die Touristen nicht, sie drängen sich.

In Sintra erinnert Schneider an König Manuel, den dort in seinem Schloß im September 1499 die Nachricht von der Rückkehr Vasco da Gamas aus Indien erreichte. Doch bereits drei Monate zuvor hatte in Cascais das erste Schiff angelegt, das Europa mit Indien über das Meer verbunden hatte: ein Segler namens *Bérrio*, kommandiert von Nicolão Coelho, der zur Flotte Vasco da Gamas gehörte, sich aber auf dem Rückweg von ihm trennte und vor ihm die Kunde von der wunderbaren »Entdeckung« Indiens in die Heimat brachte. Am Strand von Cascais begann »das orientalisch-üppige Märchen der portugiesischen Weltherrschaft und hatte nur einige Fischer als Zuhörer«, schreibt Schneider.

79 Jahre später faßte König Sebastião in idyllischer Umgebung, auf der Schloßterrasse von Sintra, den Beschluß zum Kriegszug nach Afrika, der ihn Reich und Leben kostete. Sebastiãos Streitmacht wurde 1578 von den Mauren bei Al-Kasr Kibir in Nordafrika vernichtend geschlagen. Seines Thrones bemächtigte sich der spanische König Filipe I. Die sechzigjährige spanische Besetzung beschleunigte den Sturz des portugiesischen Weltreiches. Die Flotte war vernichtet, die indi-



Trügerische Idylle: Die Portugiesen wehren sich gegen die »Romantisierung« ihres Landes

Foto: Hartwig Lohmeyer/JOKER

schen Kolonien zum größten Teil an Holland und England verloren.

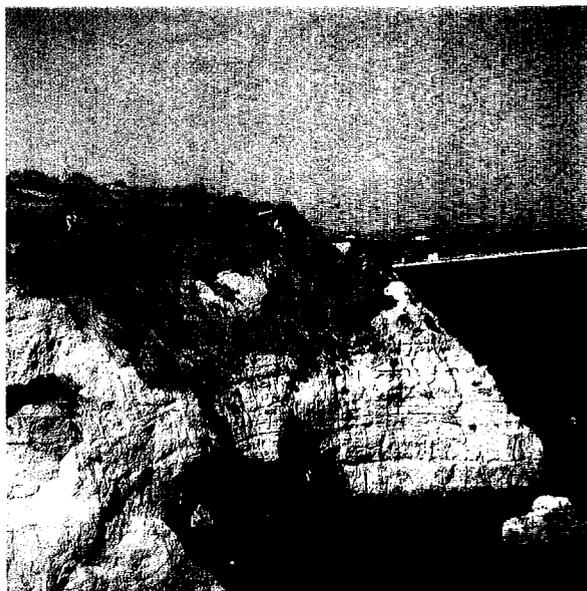
Aus Angola und Moçambique machte sich Portugal erst 1975 davon – Hals über Kopf und ohne für einen friedlichen Übergang in die Unabhängigkeit zu sorgen. Rund 600.000 »Retornados« kehrten aus Afrika heim ins europäische »Mutterland«. Allein aus Angola flüchteten 200.000 über eine Luftbrücke vor dem Bürgerkrieg, unter dem das südwestafrikanische Land noch heute leidet. Dies war die größte Evakuierungsaktion in der Geschichte der Luftfahrt.

Später kamen Angolaner, Mosambikaner, Menschen aus Kap Verde, Guinea-Bissao und Ost-Timor, die vor Hunger, Elend, Krieg und Chancenlosigkeit aus ihrer Heimat flohen. Hans Magnus Enzensberger staunt in seinen *Portugiesischen Grübeleien*: »In keiner anderen Stadt Europas sieht man so viele braune, schwarze, gelbe Menschen wie in Lissabon. Nirgends tritt die Dritte Welt selbstverständlicher auf.« Diese Menschen machen die portugiesische

Hauptstadt zu einem Treffpunkt der Kulturen.

Rassismus ist nach Ansicht des Schriftstellers António Lobo Antunes in Portugal die Ausnahme: »Ein Le Pen oder ein Rechtsextremismus wie in Deutschland ist derzeit unmöglich. Er wird möglich sein in zwanzig Jahren. Aber noch erinnern sich die Leute an die Diktatur, die 1974 endete. In Portugal gibt es keinen organisierten Haß.« In der Tat: Eine organisierte Rassisten- und Nazi-Partei gibt es nicht. Und in einer von der Tageszeitung PÚBLICO veröffentlichten Umfrage gaben sich nur drei Prozent der Befragten offen als Rassisten zu erkennen. 13 Prozent sagten, »ein wenig« rassistisch zu denken. 80 Prozent bezeichneten sich als Antirassisten. Auf der anderen Seite gaben 43 Prozent der Befragten zu Protokoll, Rassismus sei in Portugal eine verbreitete Einstellung. Mit anderen Worten: Es gibt Rassismus. Aber niemand will Rassist sein. Rassisten sind die anderen.

António Lobo Antunes hält an seiner Auffassung fest: »Portugal ist ein armes



Wirkliche Idylle: Steilküste bei Lagos

Foto: ICEP-Portugiesisches Touristik- und Handelsbüro

Land, in dem sich die Rassen vermischen, so daß es eine chauvinistische, rassistische Einstellung schwer hat.« Nie hatten die Portugiesen eine physische Abneigung gegen Menschen anderer Hautfarbe. So verbot der Erzbischof von Lissabon im 16. Jahrhundert seinen Priestern, weiße Haushälterinnen zu beschäftigen – wegen der großen Zahl der Kinder, die diesen »Beschäftigungsverhältnissen« entstammten. Daraufhin nahmen die Geistlichen gehorsam schwarze Frauen in Dienst und zeugten ebenso eifrig braune Kinder. Lissabon war im 16. Jahrhundert eine *cidade negra*, sagt der Schriftsteller Fernando Dacosta, eine »schwarze Stadt«.

Und der Schauspieler Miguel Hurst meint, der Kontakt Portugals zu Afrika sei »weltalt«. Er sagt übrigens wirklich »weltalt«, denn er spricht perfekt Deutsch. In Freiburg wurde Miguel Hurst als Sohn eines Angolaners und dessen aus Guinea-Bissao stammender Frau geboren. Sein Vater hat in Deutschland Medizin studiert und später als Chirurg gearbeitet. Miguel Hurst absolvierte eine Schauspielerausbildung in Lissabon und arbeitet dort heute als Film- und Theaterschauspieler.

Nach Deutschland zieht es ihn nicht zurück. »Der Rassismus dort ist viel brutaler, offener als in Portugal. Die Deutschen sind viel härter, frecher als die Portugiesen«, meint er. »Es gibt Hunderttausende von Portugiesen, die Afrika kennen, die in Afrika gelebt haben. Für mich ist es vielleicht deshalb leichter, in Portugal zu leben als in irgendeinem anderen europäischen Land.«

»Wir sind auch eine afrikanische Nation«, lautete eine Propagandaparole während der Diktatur des António de Oliveira Salazar. Den Schulkindern wurde eingetrichtert: »Portugal ist mehr als Europa.« Und zum Beweis dafür wurde in den Schulbüchern eine Skizze abgebildet, auf der die Umrisse der afrikanischen »Überseeprovinzen« mit Portugal zusammenmontiert waren. Das so ent-

standene Staatsgebilde wurde dann über eine Europakarte gelegt. Auf dieser Propaganda-Landkarte war Portugal nicht mehr der klitzekleine Staat an der äußersten europäischen Südwestecke, sondern ein Riesenreich, das die Fläche halb Europas bedeckte.

Keine identitätsstiftende Sprachgemeinschaft

Gegenseitiger Haß ist bei Afrikanern und Portugiesen nach der Entkolonialisierung nicht zurückgeblieben. Vielmehr besteht weiterhin ein diffuses Zusammengehörigkeitsgefühl. Der portugiesische »Traum« nach der »Nelkenrevolution« sei eine Gemeinschaft der Portugiesisch sprechenden Länder gewesen, meint Lobo Antunes. Eine solche Gemeinschaft gibt es inzwischen. Auf einem Gipfeltreffen in Lissabon am 17. Juli 1996 gründeten die Staats- und Regierungschefs von Portugal, Brasilien, Angola, Moçambique, Guinea-Bissao, Cap Verde sowie São Tomé und Príncipe die *Comunidade dos Países de Língua Portuguesa* (CPLP). Doch ob mit der »Gemeinschaft der Länder portugiesischer Sprache« ein Traum in Erfül-

lung ging, ist fraglich. Mehr als ein Jahr nach ihrer Gründung hat die CPLP den Sinn ihrer Existenz noch immer nicht unter Beweis stellen können. »Die CPLP stand noch nie auf meinem Terminkalender«, sagt Brasiliens Präsident Fernando Henrique Cardoso lapidar. Es gibt kein einziges großes gemeinsames politisches, wirtschaftliches oder kulturelles Projekt der CPLP-Staaten. Der angolansische Schriftsteller Pepetela hält dies auch für illusorisch: »Es ist viel logischer, daß Portugal sich in Europa einfügt, Angola ins südliche Afrika und Brasilien in Südamerika, als daß man eine Union zwischen diesen Ländern schafft. Das macht nicht viel Sinn. Wir können aber das herausstellen, was wirklich wichtig ist: die Sprache, eine gemeinsame Geschichte, die Gemeinsamkeiten in den Kulturen.«

Kulturelle Initiativen reichen jedoch nicht aus, um die Verbindungen aufrecht zu erhalten zwischen Portugal und seinen Ex-Kolonien. Sie erwarten von der einstigen Kolonialmacht vor allem Wirtschaftshilfe. Das arme Portugal ist diesen Erwartungen bisher nicht gerecht geworden. »Wir können nicht ewig auf Portugal warten«, begründete der kapverdische Ministerpräsident Carlos Veiga eine stärkere Annäherung seines Landes an Frankreich und die frankophonen Staaten Afrikas.

João de Barros, Journalist aus Guinea-Bissau, sieht in der CPLP nicht die Verwirklichung eines Traums, sondern vor allem den Versuch, das »portugiesische Trauma« aufzuarbeiten: »Die Portugiesen sind voller Elan in die Welt hinausgefahren – und mit der Hose in der Hand wieder zurückgekehrt.«

Weltaufgeschlossenheit, Weltabgewandtheit

Salazar hat die Kolonien nie besucht. Er haßte Reisen. Und jede Art von Modernismus und Kosmopolitismus, selbst von der billigen Sorte, war dem Diktator zuwider, galt ihm als Störung der Grabesruhe, die er seinem Land verordnet hatte.

Unter Salazars Begriff von »Modernismus« fiel auch ein Erfrischungsgetränk von jenseits des Atlantiks: Coca-Cola. Er

verbot den Import der klebrig-braunen Limonade. Vor Salazars Diktatur war für Coca-Cola in Portugal poetisch geworben worden: *Primeiro estranha-se. Depois entranha-se.* (Zuerst ist man erstaunt. Dann gibt man sich hin.) Texter dieses Werbespruchs war kein geringerer als Fernando Pessoa. Zum berühmtesten portugiesischen Schriftsteller unseres Jahrhunderts wurde er erst nach seinem Tod. Seinen Lebensunterhalt verdiente er nicht als Poet, sondern als freischaffender Fremdsprachenkorrespondent und manchmal eben auch als kärglich bezahlter Werbetexter.

Daß ein Getränk angeblich zur »Hingabe« führt, rief die Gesundheitsbehörden auf den Plan. Der Hygienemediziner Ricardo Jorge, nach dem heute das Lissaboner Hygieneinstitut benannt ist, vertrat die Ansicht, Coca-Cola enthalte Kokain und löse deshalb Halluzinationen aus. Salazar fürchtete eher um die Moral: »Portugal, wie ich es verstehe und erhalten möchte, ist ein konservatives, paternalistisches Land und – Gott sei gepriesen – zurückgeblieben. Ein Ausdruck, den ich eher für schmeichelhaft als herabsetzend halte.« Dem Europa-Repräsentanten von Coca-Cola, Alexander Makinsky, sagte der portugiesische Diktator: »Sie wollen in Portugal einführen, was ich über alles hasse: den Modernismus.« Makinsky hatte Salazar im Dienste der CIA während des Zweiten Weltkriegs kennengelernt. Diesen Kontakt wollte er nun für Coca-Cola aktivieren. Vergeblich. Auch der New Yorker Kardinal Francis Spellman, amerikanischen Wirtschaftsinteressen ein treuer Diener, habe den katholischen Diktator Salazar nicht umstimmen können, berichtet der Historiker José Freire Antunes, der auch kleine Facetten der portugiesisch-amerikanischen Beziehungen in den fünf Bänden *Die Amerikaner und Portugal* aufgearbeitet hat. Bei einer Pilgerfahrt nach Fatima wurde der amerikanische Kardinal vom portugiesischen Diktator empfangen und Spellman betätigte sich missionarisch in Sachen Coca-Cola: »Warum verbieten Sie den Import von Coca-Cola?« Salazar, die Coke-Lobby leid, wurde wütend über Spellmans Wer-

bung für den *american way of life*. Coca-Cola kam nicht ins Land.

Und so setzten sich portugiesische Auslandsreisende, kaum hatten sie die Grenze nach Spanien überschritten, sogleich ins erste Café, um eine Coca-Cola zu schlürfen. Wohl nicht nur aus Vergnügen, vor allem um ein Tabu des Regimes zu brechen, das nicht bloß ein Erfrischungsgetränk verbot, sondern – viel schlimmer: Bücher, Filme, Zeitschriften und Zeitungen, die ihm nicht genehm waren. Reisen ins Ausland waren unter Salazar ein seltenes Privileg. Und sie sind es noch heute; aus finanziellen Gründen. 1996 haben sich nur fünf Prozent der Portugiesen Ferien im Ausland leisten können.

Andererseits haben viele die Grenzen ihres Landes weit hinter sich gelassen. Nicht etwa aus vergnüglicher Reiselust. Sie sind emigriert. Portugal hat 9,8 Millionen Einwohner, weitere 4,2 Millionen Portugiesen leben als Emigranten über die halbe Welt verstreut; 1,2 Millionen in Brasilien, 750.000 in Frankreich, 110.000 in Deutschland. Emigration sei ein »Ventil für soziale Spannungen«, meint der Soziologe Carlos Nolasco.

Wenn Portugals Ministerpräsident einen Besuch im Ausland absolviert, ist ein Treffen mit Vertretern der COMUNIDADE PORTUGUESA, der portugiesischen Gemeinde, ein obligatorischer Programmpunkt. Und um die Emigranten mit Bildern und Nachrichten aus der Heimat zu versorgen, verfügt das staatliche portugiesische Fernsehen RTP nach CNN und BBC über das drittgrößte Satellitennetz der Welt. Gemacht sind die Fernseh-Nachrichten allerdings provinziell. So war der Beginn der Abschlußprüfungen am Schuljahrsende Aufmacher-Thema der Hauptnachrichtensendung *Telejornal*. Verbrechen, Unfälle (selbst im kleinsten Dorf) und Unglücke – vom Überfall auf ein Café bis zum tödlichen Sturz eines Arbeiters vom Baugerüst – haben im *Telejornal* ihren festen Platz als Filmbericht. Provinzialismus ist auch ein großes Übel der Zeitungen. Ihre Auflage ist gering. Auf tausend Einwohner kommen 47 Tageszeitungsexemplare; damit liegt Portugal in einer

UNESCO-Statistik gleichauf mit Moldawien.

Auch für Akademiker ist es nicht selbstverständlich, eine Tageszeitung zu kaufen. Viele begnügen sich mit der Wochenzeitung EXPRESSO, die sich als Qualitätsblatt versteht, doch in ihrem Politikteil vor allem die nationale Nabelschau pflegt. Und keine Nachricht aus dem kleinen portugiesischen Universum ist ihr zu banal für die erste Seite. Beispielsweise bringt sie dort als zweiten Aufmacher unter der Titelzeile *Banken-Chefs vergiftet in Luxushotel*, daß sich der Vorstandsvorsitzende der Bank BCP, Jardim Gonçalves, und der Chef einer spanischen Bank bei einem gemeinsamen Geschäftsessen in einem Hotel eine Lebensmittelvergiftung zugezogen haben. Keine Personalle im Vermischten, Aufmacher auf Seite eins!

Eine Episode aus der Welt der Improvisation

Als der Neurochirurg Professor João Lobo Antunes aus den USA, wo er 13 Jahre lang gelebt und gearbeitet hatte, nach Lissabon zurückkehrte, erregte ein Metallkoffer mit chirurgischen Instrumenten die Aufmerksamkeit des Zöllners am Flughafen. Er legte sie in einer Reihe auf den Tisch und sagte: »Das wird Sie eine Menge Zoll kosten.« Der Professor protestierte: »Aber das sind doch bloß meine Arbeitswerkzeuge.« Der Zöllner überlegte, wurde unsicher: »Ich muß den Chef fragen.« Der kam und begrüßte Lobo Antunes mit offenen Armen: »Willkommen in Portugal! Ich habe schon gewußt, daß Sie kommen.« Dann erläuterte er: »Ich bin nämlich nicht nur Zollchef am Flughafen, sondern auch Psychiater im Krankenhaus Miguel Bombarda.« Dort hatte auch Lobo Antunes' Bruder, der Schriftsteller António Lobo Antunes, lange Jahre als Arzt gearbeitet, und so erfuhr der Zollchef-Psychiater von der Ankunft.

Der Zöllner, der dem Arzt eben noch Zoll abknöpfen wollte, beeilte sich nun, die chirurgischen Instrumente wieder in den Koffer zu packen und den Deckel zu

Das kostenlose Gehaltskonto

BfG *plus*

Mit allen Leistungen
eines modernen Girokontos:

Kostenlose Kontoführung

plus ec-Karte

plus VISA Photocard

plus Dispolimit

plus Telefonbanking

Das ultimative Girokonto,
kostenlos bei Gehaltseingang
ab 2.000 DM monatlich.

BfG·Bank AG

... die mit dem
kostenlosen Gehaltskonto

schließen. Dann wandte er sich an den Heimkehrer: »Herr Professor, tun Sie mir einen Gefallen, schauen Sie mal nach meinem kleinen Neffen. Er hat Probleme mit den Augen.« Lobo Antunes war nun ganz sicher: Ich war nicht nur in meiner Heimat angekommen, sondern auch bei meinen Leuten.«

Diese Heimkehrerepisode hat sich Mitte der 80er Jahre abgespielt. Doch einen Arzt zu kennen, mit einem Arzt befreundet zu sein oder – noch besser – einen Arzt in der Familie zu haben, ist auch heute noch Gold wert angesichts eines öffentlichen Gesundheitssystems, das für bestimmte Krankheiten keine effektive Behandlung garantiert. Wer etwa unter Hautproblemen, Zahnerkrankungen und eben auch Augenkrankheiten leidet, tut gut daran, eine Privatpraxis aufzusuchen und die Behandlung folglich aus eigener Tasche zu bezahlen. Wartet er darauf, bei Augenproblemen beim zuständigen Gesundheitszentrum seines Wohnortes behandelt zu werden (und nur dort hat er Anspruch auf kostenlose Behandlung), ist er womöglich erblindet, bevor er einen Termin bekommt. Wer wirklich schnell, sagen wir: übermorgen oder in drei Tagen, einen Arzt benötigt und kein Geld hat für eine private Sprechstunde, geht lieber gleich zur Ambulanz des nächsten Krankenhauses. Die Folge: Die Flure vor den Ambulanzen sind gesteckt voll mit Wartenden.

Der Psychiater arbeitet heute nebenbei wahrscheinlich nicht mehr beim Flughafen Zoll. Diese Zeiten sind auch in Portugal vorbei. Doch sicher arbeitet er neben seinem Job im Hospital Miguel Bombarda noch in einem anderen Krankenhaus – zum Beispiel in der Ambulanz. Der Arzt tut dies, um sein Gehalt aufzubessern. Andere haben keine andere Wahl: der Polizist, der als Taxifahrer arbeitet, oder die kellnernde Verkäuferin, die am Monatsende mit dem staatlich festgelegten Mindestlohn von 560 Mark nach Hause geht und deshalb ohne Zweitjob gar nicht leben könnte.

Doch die Portugiesen sind Meister im Improvisieren. Sie werden über die Runden kommen.

WIELAND FREUND

In Lissabon ist immer Abend

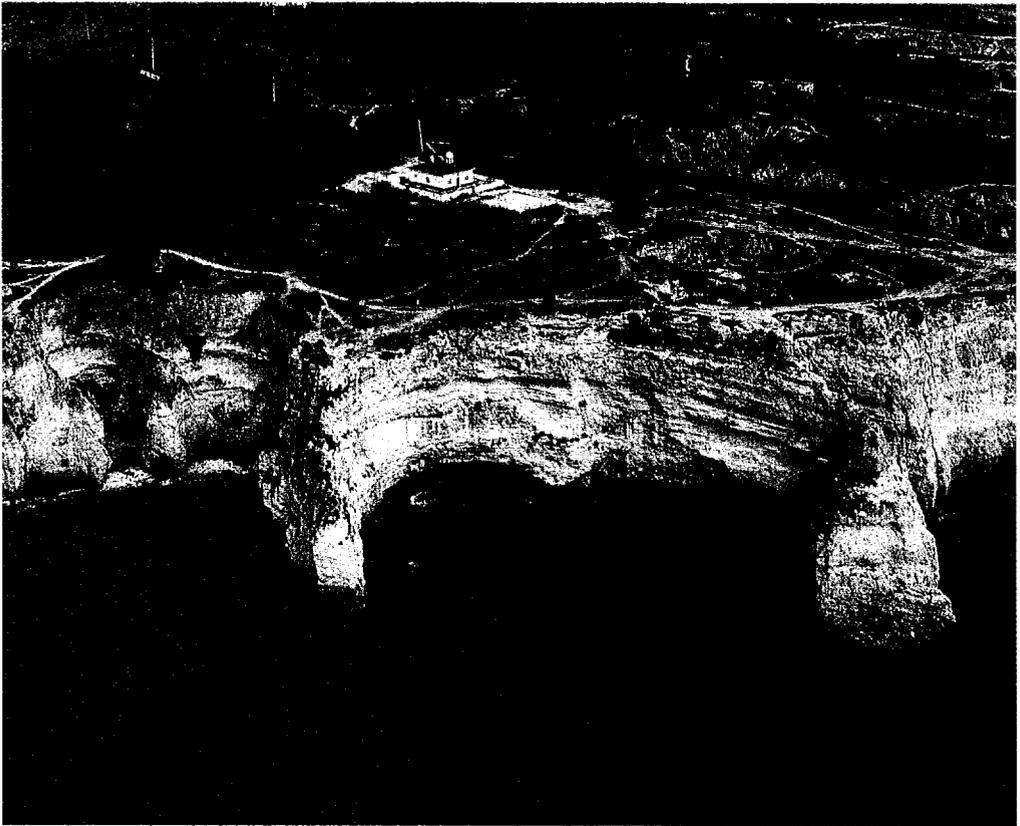
Auch eine europäische Geschichte

Manche Geschichten haben einen *Morganischen* Schauplatz. Nur im immer gleichzeitigen New York kann Uwe Johnsons heimliche Geliebte Gesine Cresspahl ihre Jahrestage erinnern. Nur in den Rahmen Dublins kann James Joyce die Bilder von den Lähmungen des frühen steinalten 20. Jahrhunderts fügen. Notwendig ist Christoph Ransmayrs Tomi einer der letzten Orte dieser Welt, notwendig irgendein Amerika der Nichtort des Roadmovies. Und andersherum?

Manche Schauplätze haben eine organische Geschichte. Wenn das Lesevolk sich in diesem Herbst termingerech Portugal zuwendet, dann vermutlich den Geschichten aus Portugal, den Geschichten der Portugiesen womöglich. Andersherum hieße, die Geschichten zu hören, die Portugal erst erreichen. Drei davon, Cyril Collards *Wilde Nächte*, Cees Nootebooms *Die folgende Geschichte* und Herbert Genzmers *Letzte Blicke, flüchtige Details*, zum Beispiel.

Ein Ort zum Tode

Wenn seine Figur die Atlantikküste Portugals erreicht hat, ist Cyril Collards Buch, Drehbuch, Film eigentlich bereits am Ende. Figur, Hauptdarsteller, Regisseur und Autor sind von der Pest der Postmoderne gezeichnet. *Wilde Nächte* ist eine Geschichte von Aids. An den Klippen von Sagres geht es nur noch um das Wie des Sterbens. Kurz, schmerzlos und scheinbar selbstbestimmt oder durch den Virus. Der Film läßt seine Figur noch einmal umkehren und nicht über die Klippe springen. Der Autor stirbt bald darauf im alten Paris. Im Westen Portugals nicht zu sterben, möchte für diese Geschichte bedeuten, Aids moralisch zu besiegen, dem Tod zu trotzen. Denn der sonnige Küstenstrich mit dem Zentrum Lissabon, von dem Antonio Ta-



Das letzte Ufer der ersten Welt: die Klippen von Sagres

Foto: Portugiesisches Touristikamt

bucchi gesagt hat, es sei so freundlich, daß er seine jüngste Kriminalgeschichte dort nicht habe können spielen lassen, ist ein Ort zum Tode.

Der Hafen von Sagres, der Turm von Belem im Tejo, das Cabo de Sao Vincente, das waren einst die Ausfalltore Europas. Von hier aus wurde die Neue Welt entdeckt, unterjocht und besiedelt. Die Alte Welt aber endet hier. Das Cabo de Sao Vincente ist der westlichste Punkt Europas. Und Westen ist, wo die Sonne untergeht, wohin der einsame Cowboy reitet. Im Westen wartet das Andere, und an der Grenze muß das Eine sterben. Die Klippen von Sao Vincente sind das signifikante Ende des Abendlands. Von hier aus geht es nicht mehr weiter. Das ist der Rand des Abgrunds, auf welcher Seite der Felsen er auch liegen mag. Wenn eine Geschichte Sagres und Umgebung erreicht hat, geht sie zu Ende. Der äußerste We-

sten Europas ist ein Ort fürs Finale, den Showdown.

Aufschub der Metamorphose

Cees Nootebooms Herman Mussert, zentrale Figur der *Folgenden Geschichte*, trägt Anfang und Untergang des Abendlands im Namen: Seine Schüler nennen ihren Lehrer für Alte Sprachen Sokrates; Mussert, das war ein niederländischer Faschistenführer. Sokrates Mussert erreicht Lissabon, während er in seinem Amsterdamer Bett mit einem unspektakulären Tod ringt. Lissabon: »Diese ganze Stadt ist Abschied. Der Rand Europas, das letzte Ufer der ersten Welt, dort, wo der angefressene Kontinent langsam im Meer versinkt, zerfließt, in den grauen Nebel hinein, dem der Ozean heute gleicht. Diese Stadt gehört nicht zum Heute, es ist hier früher, weil es später ist. Das banale

Jetzt hat noch nicht begonnen, Lissabon zaudert. Das muß es sein, diese Stadt zögert den Abschied hinaus, hier nimmt Europa Abschied von sich selbst. Träge Lieder, sanfter Verfall, große Schönheit. Erinnerung, Aufschub der Metamorphose.« In Lissabon ist immer Abend. Lebensabend. Der Tejo, auch ein Totenfluß. An der Reling seines Totenschiffes stehend, sieht Sokrates Mussert den Turm von Belem vorüberziehen, die Hügel Lissabons, die weite Mündung des Tejo: »das alles wurde zu einem Punkt hingezogen, die Zeit tat etwas mit der sichtbaren Welt, bis diese nur noch ein flüchtiges, langes Ding war«. *Letzte Blicke, flüchtige Details*.

Ein Roman, der so heißt, muß am unbehausten Cabo de Sao Vincente enden, am Rand. Herbert Genzmers Geschichten spielen nach dem Verschwinden der Welt. Ihr uneigentlicher Ort ist das Medium selbst, das jenseits von Leben und Tod operiert. Stets scheitern die Versuche von Genzmers Helden, Welthaltigkeit durch Handeln zu erreichen. Jede Handlung gerät ihnen zum Zitat. Der 18jährige Alex Oliver Thon, Hauptfigur von *Letzte Blicke, flüchtige Details*, sucht seinen Ausweg aus dem Dilemma der Welt- und Ereignislosigkeit im Elternmord, der unvorstellbaren, manisch einzigartigen Tat. Doch die gibt es nicht. Schon der Anfang seiner Geschichte – »An einem Februar morgen des Jahres 1992 erschlug ich meine Eltern, eine Tat, die damals großen Eindruck auf mich machte« – ist ein in die Jetztzeit getragenes Zitat von Ambrose Bierce. Das Ende von Thons Geschichte ist ein genuin europäischer Topos in der langen Reihe der einsamen Orte: »Der Muttermörder steht an einer der Furnas auf dem Gelände des Ponta de Sagres ... Am Ende der Welt.« Dort wird man ihn erschießen. Eine hoffnungslos europäische Geschichte. Denn Thons Aufbruch blieb im Konjunktiv. Eine, keine Möglichkeit mehr. »Rechts im Wasser stand der Turm von Belem.« Auf seinem Weg zum Rand des Abgrunds hatte Thon ihn gesehen. »Führe er von diesem Turm aus mit einem Schiff, denn das war die einzige Möglichkeit nach Westen, ... so würde er sich

wegbewegen aus der bekannten Welt und geriete ins Labyrinth des Unbekannten, denn am Turm verläuft die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie. So wie er fuhr – von Norden nach Süden –, streifte er diese Grenze nur. Ihr Beben hatte er gespürt. Jedoch befand er sich auf bekanntem Boden, der Autobahn, der Europastraße E-1 ... und lenkte den Wagen ... nach ... dem westlichsten Punkt Europas, dem Ende der Welt.«

Der Name der Anderen

Am Cabo de Sao Vincente ist Abschied nehmen nicht Ankommen. Wenn die Entdecker der Renaissance Lissabon hinter sich gelassen hätten, ohne das Alte Europa mit in die Neue Welt zu nehmen, vielleicht wäre der äußerste Westen des Abendlands Brücke geworden statt Ende einer Welt. Wenn Alex Oliver Thon sich in Lissabon eingeschiff, freiwillig den Tejo passiert hätte, hätte er, ohne zu überleben, das Alte überlebt, so wie Sokrates Mussert überlebt, indem er stirbt. Cees Nootebooms Erzählung nämlich bleibt ohne Ende. Sie schließt sich zum Kreis. Ihr Schluß ist ihr Anfang: »Und dann erzählte ich ihr, erzählte ich dir DIE FOLGENDE GESCHICHTE«. Ihr? Dir? »Wie wär's mit Portugal, sagte sie«, schreibt Genzmer. »Aber Sie als Kenner der Klassik müssen doch wissen, daß der Tod eine Frau ist«, schreibt Nooteboom. An Bord des Totenschiffs fort von Europa jedenfalls ist ein Passagier in die andere Richtung. Kriton, nach Sokrates' ungläubigem Schüler, hat Mussert seine ehemalige Schülerin genannt. Lisa d'India heißt sie, und allein ihr Name weist weit über Europa hinaus. Sie ist eine Fremde und erinnert unwillkürlich an eine andere, mythische Schöne. Auch diese kam einst über das Wasser von anderswo. Fast erscheint es als ein Fehler des Mythos, daß sie in Kreta anlandete, denn auch Sagres gilt als Sitz der Götter. Schreiben wir den Mythos um, stellen wir uns vor: In Sagres nähme nicht länger das Eine Abschied, sondern das, die Andere käme dort an. Sein, ihr Name wäre dann: Europa

II. Politisches

JOHANNES BECK

Portugiesische Politik seit der »Nelkenrevolution«

Kurz nach Mitternacht des 25. Aprils 1974 ertönt im katholischen Rundfunksender RÁDIO RENASCENÇA das Lied *Grândola, Vila Morena*. Damit ist das vereinbarte Startzeichen gegeben worden. Überall im Lande setzen sich Truppen in Richtung Lissabon in Bewegung. Zufahrtsstraßen, Regierungsgebäude, Rundfunkanstalten, öffentliche Plätze werden besetzt, und nach ein paar Stunden ist alles gelaufen: Die faschistische Diktatur unter Caetano Marcelo, dem Nachfolger António de Oliveira Salazars ist zu Ende.

Da die Bevölkerung den Soldaten an diesem Tag rote Nelken in die Gewehrläufe steckte, ging der 25. April 1974 auch als »Nelkenrevolution« (*Revolução dos Cravos*) in die Geschichte ein. Gänzlich unblutig, wie oft zu lesen ist, war dieser Putsch nicht: Beim Erstürmen des PIDE-Gebäudes (portugiesische Stasi) hatte es drei Tote gegeben.

Eine der ersten Aufgaben der Regierung der Bewegung der Streitkräfte (*Movimento das Forças Armadas/MFA*) waren Verhandlungen über die Unabhängigkeit der afrikanischen Kolonien und das Ende des portugiesischen Kolonialkrieges. Ein weiterer Schwerpunkt der neuen Regierungspolitik war die Agrarreform, die im Sommer 1975 eingeleitet wurde. In mehreren Gesetzen versuchte man von März 1975 bis Januar 1976, die ungenutzten Ländereien der Großgrundbesitzer für die Bebauung zugänglich zu machen.

Doch genau ein Jahr nach der Nelkenrevolution, am 25. April 1975, zeigte sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der kommunistischen Politik des MFA in den Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung. Die meisten Portugiesen entschieden sich gegen die dem MFA nahestehenden Kommunisten des PCP unter Álvaro Cunhal, die nur 12,5 Prozent der Stimmen erhielten. Die Parteien der Mitte

und Befürworter einer parlamentarischen Demokratie westlicher Prägung, die Sozialisten/PS (37,8 Prozent) und die Demokratische Volkspartei/PPD (26,3 Prozent), gewannen die Wahlen.

Trotzdem blieb der MFA-Oberst Vasco Gonçalves als Ministerpräsident im Amt. Als er ersetzt und eine Regierung unter Beteiligung aller Parteien gebildet wurde, kam es im November 1975 zu einem Gegenputsch von links. General Ramalho Eanes (PRD), er sollte im folgenden Jahr die Präsidentschaftswahlen gewinnen, gelang es allerdings, die Rebellion niederzuschlagen.

Die Verfassung von 1976 setzte dem Land das Ziel einer sozialistischen Gesellschaft. Die Macht sollte in demokratischer Form von den arbeitenden Klassen ausgeübt werden, Produktionsmittel verstaatlicht und Großgrundbesitzer entschädigungslos enteignet werden können. Neben dem Parlament und dem Präsidenten kam dem militärischen Revolutionsrat die Rolle eines Wächters über die Errungenschaften der Revolution zu.

Bei den ersten Parlamentswahlen, genau zwei Jahre nach der Nelkenrevolution am 25. April 1976, siegten erneut die Sozialisten/PS mit 34,8 Prozent; die Demokratische Volkspartei (PPD) erreichte 24,3 Prozent, gefolgt vom konservativen Sozialdemokratischen Zentrum (CDS) mit 15,9 Prozent und der Kommunistischen Partei (PCP) mit 14,4 Prozent. Zwischen den Jahren 1976 und 1987 waren insgesamt elf Regierungen an der Macht. In diesem Zeitraum wurden unter Ausschluß der Kommunistischen Partei alle möglichen Konstellationen von Mehr- und Minderheitsregierungen ausprobiert. 1980 kam der damalige Ministerpräsident Francisco Sá Carneiro (PPD/PSD) bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Bis heute konnte nicht geklärt werden, ob es



Poster zur Revolution in Portugal, 1974

Foto: dpa

sich um einen Unfall oder ein Bombenattentat handelte.

Eine erste Verfassungsrevision beendete 1982 schließlich die Existenz des Revolutionsrates und ersetzte ihn durch den zivilen Staatsrat (*Conselho de Estado*), dessen Funktion sich auf die Beratung des Präsidenten beschränkte. Daneben wurde noch ein Verfassungsgericht (*Tribunal Constitucional*) eingerichtet. Die nach dem 25. April 1974 durchgeführten Verstaatlichungen durften jedoch weiterhin nicht rückgängig gemacht werden.

Nach dem Sieg bei den Parlamentswahlen 1983 wurde der Sozialistenführer und spätere Staatspräsident Mário Soares zum zweiten Mal Ministerpräsident. Eine der Hauptaufgaben der neuen Regierung war es, über einen Beitritt Portugals zur EG zu verhandeln. Am 12. Juni 1985 wurden die Verträge zur Aufnahme Portugals und Spaniens unterzeichnet, seit dem 1. Januar 1986 sind beide Länder Mitglied der EU. Soares und die Sozialisten konnten jedoch die Früchte ihres Erfolges nicht mehr ernten: Am 25. Juni 1985 zerbrach die Koalition von Sozialisten (ps) und Sozialdemokraten (PSD); am 6. Oktober erlitten die Sozialisten eine verheerende Niederlage bei den Parlamentswahlen.

Von ihren 101 Parlamentssitzen blieben ihnen lediglich 54. Sie waren für die schlechte Wirtschaftslage, die durch die Vorbereitung auf den EG-Beitritt entstanden war, verantwortlich gemacht worden. Wahlsieger waren die Sozialdemokraten (PSD) unter dem neuen Ministerpräsidenten Professor Aníbal Cavaco Silva, die mit 88 Sitzen fortan regierten. Die Präsidentschaftswahlen im Jahr 1986 gewannen jedoch die Sozialisten: Mário Soares wurde Nachfolger des linkspopulistischen Generals Ramalho Eanes (PRD) und blieb bis 1996 Präsident, da er 1991 mit der Unterstützung von PS und PSD wiedergewählt wurde.

Der Sozialdemokratischen Partei gelang es bei den Parlamentswahlen von 1987 und 1991 zweimal hintereinander, eine absolute Mehrheit zu erringen und ohne Koalitionspartner zu regieren. Die Zeit von 1985 bis 1995 wird nach dem portugiesischen Ministerpräsidenten Aníbal Cavaco Silva (PSD) auch als Ära des *Cavaquismo* bezeichnet. Ihm gelang es, Portugal in eine moderne Industriegesellschaft zu überführen. Zusammen mit den Sozialisten brachte der PSD 1989 die für eine Verfassungsreform notwendige Zwei-Drittel-Mehrheit zusammen. Die sozialistischen Überreste der Nelkenrevolution sowie die Agrarreform wurden aus der Verfassung entfernt.

Eine Folge der Amtszeit Cavaco Silvas war die Verschärfung der sozialen Gegensätze. Der wirtschaftliche Aufstieg Portugals und die Verbesserung der Infrastruktur, finanziert durch Milliardenhilfen aus EU-Strukturfonds, kamen vor allem der Mittel- und der Oberschicht zugute. Die Armen sind arm geblieben und Portugal kann sich der traurigen Tatsache rühmen, einen der größten Einkommensunterschiede Europas zu haben. Zwar war es den *Laranjas* (Orangen), wie die PSD-Mitglieder auf Grund der Parteifarbe Orange genannt werden, gelungen, hunderte Kilometer Autobahnen zu bauen, doch konnten sie den Bewohnern der Slumsiedlungen keine menschenwürdigen Wohnungen anbieten. In den letzten Jahren des *Cavaquismo* erlebte Portugal zudem eine extreme Steigerung der

Kriminalitätsrate, deren Ursache neben der sozialen Diskrepanz der steigende Drogenkonsum war.

Nach zehn Jahren als Regierungspartei, davon acht mit absoluter Mehrheit, hatte der PSD in den Augen der Portugiesen abgewirtschaftet. Ministerpräsident Cavaco Silva ahnte wohl die kommende Niederlage: Zum Entsetzen seiner Partei kündigte er Anfang 1995 an, daß er nicht mehr kandidieren werde. Sein Nachfolger als Parteivorsitzender, der wenig charismatische Fernando Nogueira, bekam bei den Parlamentswahlen am 1. Oktober 1995 die Quittung: ein Verlust von 16 Prozent der Stimmen. Deutlicher Gewinner dieser Wahlen waren die Sozialisten unter dem Parteiführer António Guterres, die mit 43,9 Prozent die absolute Mehrheit der Sitze nur knapp verfehlten. Da die Oppositionsparteien nicht in der Lage sind, sich auf eine gemeinsame Gegenpolitik zu verständigen, können die Sozialisten derzeit mit nur 112 von 230 Parlamentssitzen regieren.

Das Wahlergebnis von 1995 sah wie folgt aus:

Partei	%	Sitze	%	Sitze
	1995	1995	1991	1991
PS	43,9	112	29,1	72
PSD	34,0	88	50,6	135
PP (1991 CDS)	9,1	15	4,4	5
CDU (PCP/PEV)	8,6	15	8,8	17
Andere	4,4	0	7,1	1 (PSN)

Bei den Präsidentschaftswahlen am 14. Januar 1996 wurde der langjährige Bürgermeister von Lissabon, der Sozialist Jorge Sampaio, zum Präsidenten gewählt. Er konnte sich klar mit 53,8 Prozent der Stimmen gegen seinen Gegner Aníbal Cavaco Silva durchsetzen, der nur 46,2 Prozent der Stimmen erhielt. Cavaco Silva verschwand danach praktisch völlig von der politischen Bildfläche, man munkelt, daß er sich auf eine Kandidatur bei den nächsten Präsidentschaftswahlen vorbereite. Zum ersten Mal in der Geschichte Portugals sind damit gleichzeitig Regie-

rungs- und Präsidialmacht in sozialistische Hände gelegt. Dazu kommt noch, daß auch die drei wichtigsten Städte Lissabon, Porto und Coimbra von Sozialisten regiert werden.

Als Konsequenz der schlechten Wahlergebnisse trat der PSD-Parteichef Fernando Nogueira Anfang 1996 zurück, sein Nachfolger wurde der Jura-Professor Marcelo Rebelo de Sousa. So war endgültig der Wechsel zu einer neuen Politiker- generation vollzogen, welche die Generation des 25. April 1974 abgelöst hat. Der reibungslose Übergang läßt keinen Zweifel daran, daß sich die Demokratie in Portugal endgültig etabliert hat und von der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung unterstützt wird.

Das politische System

Die aktuelle portugiesische Verfassung von 1992 garantiert einen außergewöhnlich großen Katalog an individuellen Rechten, darunter z.B. das Recht auf Daten- und Verbraucherschutz, Arbeit, Kultur, Erziehung, soziale Sicherheit, Gesundheitsfürsorge und angemessenen Wohnraum. Weiterhin sind die Vollbeschäftigung der Bevölkerung als Staatsziel und der Umweltschutz als Staatsaufgabe definiert. Die praktische Umsetzung dieser Ziele läßt aber besonders im Bereich des Umweltschutzes sehr zu wünschen übrig.

In Portugal gilt ein weitgehendes Asylrecht für politisch Verfolgte und für in ihrem Heimatland von der Todesstrafe bedrohte Flüchtlinge.

Regierungsform ist eine parlamentarische Demokratie mit präsidentialen Elementen. Die Gesetzgebung obliegt dem Parlament (*Assembleia Nacional*), welches aus einer einzigen Kammer besteht. Ihr gehören 230–235 Abgeordnete an, die für vier Jahre nach dem Verhältniswahlrecht mit d'Hondtschem Höchstzahlverfahren ohne Sperrklausel gewählt werden. Die Sitze werden von 21 Distriktwahlkreisen vergeben, die je nach Bevölkerungsgröße zwischen 3 (Évora) und 50 (Lissabon) Parlamentarier entsenden. Durch dieses Wahlverfahren ergeben sich gewisse Ver-

zerrungen zugunsten der großen Parteien: So reichen bereits ca. 45% der Stimmen für eine absolute Mehrheit der Sitze im Parlament aus.

Das Staatsoberhaupt ist der Präsident, der für eine Amtszeit von fünf Jahren direkt vom Volk gewählt wird (nur eine Wiederwahl ist erlaubt). Er hat das Recht, das Parlament aufzulösen und Gesetze zur Überprüfung auf ihre Verfassungsmäßigkeit an das Verfassungsgericht (*Tribunal Constitucional*) zu verweisen. Belegt er ein Gesetz mit seinem Veto, kann dieses nur mit einer absoluten Mehrheit des Parlaments überstimmt werden. Der Präsident ist außerdem Oberbefehlshaber der Streitkräfte.

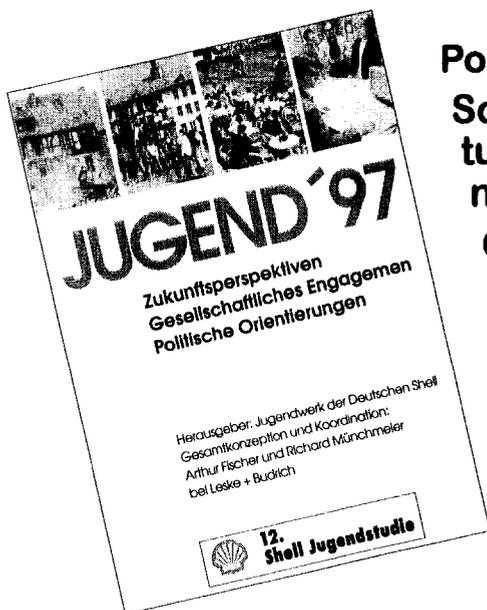
Die Regierung besteht aus dem Ministerpräsidenten, der vom Präsidenten nach Anhörung der im Parlament vertretenen Parteien ernannt wird, sowie dessen Ministern. Diese werden vom Ministerpräsidenten vorgeschlagen und dann durch den Präsidenten ernannt. Das Parlament kann die Regierung durch ein Mißtrauensvotum oder durch Ablehnung des Regierungsprogrammes stürzen.

Die Regierungspraxis der letzten Jahre zeigt, daß der Präsident sich meist auf eine korrektive Haltung beschränkt. Er mischt sich normalerweise nicht in das politische Tagesgeschehen ein und handelt nur bei besonderen Anlässen. So konnte auch dann die Regierungsfähigkeit des Landes erhalten werden, als Präsident und Ministerpräsident nicht von der gleichen Partei stammten.

Die portugiesischen Parteien

Partido Socialista/ps: Gegründet wurde die Sozialistische Partei Anfang der 70er Jahre auf Initiative der SPD und der Friedrich-Ebert-Stiftung im deutschen Bad Münstereifel. Nach der Revolution von 1975 sah sich die Partei vor allem als Gegengewicht zu den kommunistischen Militärs. Der ps steht in der Tradition der reformierten Sozialdemokratie, ist marktwirtschaftlich und pro-europäisch orientiert. Historisch bedingt sind die Bindungen zur Freimaurerei sehr eng, doch auch bekennende Katholiken, wie z.B.

Die *neue* Shell Studie: **Jugend '97**



**Politik – nein danke?
Soziale Verantwort-
ung – geht mich
nichts an?
Gewalt – wenn's
sein muß?**

**Was denken
junge Leute
wirklich?**

Jugend '97

Die neue Shell Jugendstudie

Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen
Herausgegeben vom Jugendwerk der Deutschen Shell
Gesamtkonzeption und Koordination: Artur Fischer und Richard Münchmeier
460 S., 19,80 DM/19,- SFr/145 ÖS. ISBN 3-8100-1853-8

Die 12. Shell-Jugendstudie zeigt, was Jugendliche zwischen 13 und 29 Jahren von Gesellschaft und Politik halten. Die Autoren und Autorinnen der Studie haben mehr als 2.000 junge Leute in Ost- und Westdeutschland befragt, ausführliche biographische Interviews vertiefen die statistischen Ergebnisse. Dabei sehen die Autoren nicht durch die Brille der Erwachsenen, sondern machen sich die Sichtweise der Jugendlichen selbst zu eigen.

Leske + Budrich • Opladen Info: Pf. 300551. 51334 Leverkusen

der aktuelle Ministerpräsident António Guterres, finden in der Partei eine politische Heimat. Der PS erzielt als einzige portugiesische Partei überall im Land gute Wahlergebnisse. Am stärksten ist er in den großen Städten (Lissabon, Porto und Coimbra), in Mittelportugal an der Grenze zu Spanien und an der Algarve vertreten.

Partido Socialdemocrata/PSD: Der PSD wurde erst nach dem 25. April 1975 gegründet; nach einiger Zeit vereinigte er sich mit dem *Partido Popular Democrático/PPD* des ehemaligen Ministerpräsidenten Francisco Sá Carneiro. Der PSD sieht sich in der Tradition dreier weltanschaulicher Traditionen: der reformierten Sozialdemokratie, des Liberalismus und der Christdemokratie. Auf europäischer Ebene arbeitete der PSD lange mit den liberalen Parteien zusammen, mittlerweile ist er aber zur Fraktion der Europäischen Volkspartei gewechselt. Die sozialdemokratischen Hochburgen liegen in Mittelportugal um Leiria und in den ländlichen Regionen nördlich des Tejo.

Partido Popular/PP: Die Volkspartei wurde ebenfalls erst nach der Nelkenrevolution gegründet. Damals nannte sich die Partei noch *Centro Democrático Social/CDS*, sozialdemokratisches Zentrum, und stand der politischen Mitte sehr nahe. Zusammen mit dem PSD kandidierte der CDS Anfang der 80er Jahre im Wahlbündnis *Aliança Democrática/AD*, um sozialistisch-kommunistische Wahlsiege zu verhindern. In den 90er Jahren entwickelte er sich jedoch unter seinem neuen Vorsitzenden Manuel Monteiro zu einer rechtspopulistischen Partei vom Schlage der österreichischen FPÖ. Ausdruck der neuen Politik war auch die Umbenennung in *Partido Popular*, »Volkspartei«. Viele Parteigrößen, darunter der ehemalige Präsidentschaftskandidat Freitas do Amaral, verließen die Partei, die sich mittlerweile auf einen Anti-EU-Kurs begeben hat. Ihr Wahlmotto lautete 1995 »Portugal den Portugiesen«. Die besten Ergebnisse erzielt die Volkspartei traditionell im Norden Portugals.

Partido Comunista Português/PCP: Der PCP wurde als einzige heute existierende

Partei schon lange vor der Nelkenrevolution gegründet. Die Kommunisten waren unter ihrem langjährigen Vorsitzenden Álvaro Cunhal auch eine der wichtigsten oppositionellen Kräfte gegen das Salazar-Regime. Bis zu Beginn von Perestrojka und Glasnost extrem moskauhörig, blieb der PCP auch nach 1989 seinen Ideologien unbeirrt treu. Die alte sowjetische Fahne mit Hammer und Sichel ist weiterhin Parteisymbol, und Gorbatschow wird als Verräter des Sozialismus beschimpft. Auf lokaler Ebene machen die Kommunisten jedoch, oft in Koalition mit den Sozialisten (so z.B. in Lissabon), recht vernünftige Politik. Hochburgen der Kommunisten sind der Alentejo und der Industriegürtel um Lissabon, wo sie teilweise absolute Mehrheiten erzielen. Im Rest des Landes ist dagegen für den PCP nichts zu holen.

Der PCP tritt bei Wahlen traditionell in Bündnissen mit anderen kommunistischen Parteien sowie den Grünen (*Partido Ecologista Os Verdes/PEV*) an. In den 80er Jahren nannte sich das Wahlbündnis *Aliança do Povo Unido/APU*, »Allianz des Geeinten Volkes«. Derzeit führt es die für deutsche Augen irritierende Abkürzung CDU – *Coligação Democrática Unitária*, »Demokratische Einheitskoalition«. Die Grünen sind allerdings als eigenständige Partei kaum wahrzunehmen; sie werden im allgemeinen als Anhängsel des PCP betrachtet. Nicht einmal innerhalb des Wahlbündnisses CDU schaffen sie es, wirksam ökologische Akzente zu setzen, sondern dienen eher als Mehrheitsbeschaffer.

Die regionale Gliederung

Portugal hat mit ca. 10 Mio. Einwohnern (1995), eine Bevölkerungsdichte von 112 Menschen pro qkm und eine Fläche von 91.700 qkm; damit ist es um ca. 10 Prozent größer als Österreich. Die *República Portuguesa* (Portugiesische Republik), so der offizielle Staatsname, ist ein Zentralstaat mit 19 Distrikten auf dem Festland, die von der Zentralregierung ernannte Zivilgouverneure verwalten.

Die Distrikte setzen sich aus Kreisen (*Concelhos* oder *Municípios*) zusammen.

Die Kreisverwaltungen (*Câmaras Municipais*) sind die wichtigsten Verwaltungsorgane unterhalb der nationalen Ebene. Sie werden von einem direkt gewählten Bürgermeister (*Presidente da Câmara Municipal*) und dem Stadtrat (*Assembleia Municipal*) geleitet. Die Kreise teilen sich wiederum in Pfarrsprengel (*Freguesias*) auf, die jedoch nicht annähernd die Kompetenzen der deutschen Gemeindeverwaltungen besitzen. Die überseeische Besetzung Macao wird von einem Gouverneur verwaltet; ein nur teilweise gewähltes Parlament besitzt dort eingeschränkte Mitbestimmungsrechte. 1999 soll die portugiesische Verwaltung von Macao beendet und von der Volksrepublik China übernommen werden.

Eine Sonderstellung im portugiesischen Staat nehmen die zwei Autonomen Regionen der Inselgruppen Azoren und Madeira ein. Sie verfügen über eigene Regionalparlamente und Regionalregierungen. Alle anderen historischen Regionen existieren nicht mehr und wurden jeweils durch mehrere Distrikte ersetzt. Obwohl schon in der Verfassung von 1976 vorgesehen, kam es bis heute nicht zur Neubildung von Regionen. Seit 1995 hat das Thema aber wieder an Aktualität gewonnen, da sich die Sozialisten in ihrem Wahlprogramm dazu verpflichtet hatten, die Regionen wieder einzurichten. Heftiger Widerstand aus den Reihen der Volkspartei und der Sozialdemokraten, die sich erfolgreich für ein Referendum über die Einführung von Regionen ausgesprochen haben, sowie ungeklärte Fragen über den Zuschnitt der neuen Regionen haben ein Umsetzen der Pläne bisher verhindert.

In der politischen Diskussion der letzten Monate spielt natürlich auch in Portugal die Diskussion um den Euro eine große Rolle. Sozialisten und Sozialdemokraten sowie die Mehrheit der Bevölkerung sind für eine Teilnahme Portugals an der gemeinsamen europäischen Währung, während Kommunisten und Volkspartei den EURO strikt ablehnen. So wurde unter der Androhung von Neuwahlen ein Gesetzesvorschlag der Sozialdemokraten zur Reform der Gemeindefinanzierung abgelehnt, der die Staatsausgaben erhöht

und somit verhindert hätte, daß Portugal das Maastricht-Kriterium von 3,0 Prozent des Bruttoinlandsprodukt an Neuverschuldung erreicht. Die portugiesische Regierung hat es sich als absolutes Ziel gesetzt, in der ersten Gruppe der europäischen Währungsunion dabeizusein. Nicht noch einmal will man abseits stehen, wenn Europa weiter zusammenwächst.

THOMAS FISCHER

Ein kleines Land vor dem großen Sprung

Probleme und Perspektiven der portugiesischen Wirtschaft

Ausgerechnet unter einer Minderheitsregierung, die sich bei jeder Abstimmung im Parlament ihre Mehrheit suchen muß, hat sich Portugal für einen Platz in der Startgruppe der europäischen Einheitswährung, dem EURO, im Jahre 1999 profiliert. Mit unerwarteten stabilitätspolitischen Erfolgen ist dem Land ein Überraschungscoup gelungen. Noch vor zwei Jahren hätte kaum ein deutscher Banker nur eine müde Mark darauf gewettet, daß die Portugiesen 1999 dabei sein würden. Sie litten unter ihrem Image als »Schmutzdelkinder«, denen niemand so recht zutrauen wollte, so schnell aus ihrem Inflations- und Schuldengetto auszubrechen. Und nicht nur in stabilitätspolitischer Hinsicht hat sich das Land in den letzten Jahren gewandelt. Seine Wirtschaft erfuhr einen kräftigen Modernisierungsschub. Höchste Zeit, einige Klischees über Bord zu werfen, obgleich zahlreiche alte Probleme fortbestehen. Noch sind die Schandflecken der Armut nicht beseitigt,

und noch muß viel geschehen, bis das Land für den globalen Wettbewerb fit ist.

Alte Klischees stimmen nicht mehr

Wer vor zehn Jahren wegen der endlosen Kurvenstrapazen auf die portugiesischen Landstraßen schimpfte und nun wieder ins Land kommt, kann nur staunen. Schon beim ersten flüchtigen Blick zeugen neue Autobahnen und Brücken davon, daß auch hier die Zeit nicht stehenbleibt. Ein Eindruck, der sich bei näherem Hinsehen verfestigt. In den Städten haben die glitzernden Ladenzeilen mit IIII-Geschäften, Boutiquen, Cafés und Computerläden, die auch samstags und sonntags bis spätabends geöffnet sind, äußerst regen Zulauf. Wie sich die Portugiesen ihre Autos, Handys und die Ferien an der Algarve – wo die Ausländer nicht mehr unter sich sind – mit ihren Löhnen, die im allgemeinen weniger als die Hälfte der deutschen betragen, leisten können, bleibt für Mitteleuropäer schleierhaft. Improvisieren ist hier alles, darin sind die Portugiesen Europameister. Manche befürchten, daß dabei die lusitanische Gemütlichkeit auf der Strecke bleibt. Andere verweisen auf die alte und neue Armut. In Lissabon und Porto sind die Bruchbuden und Slums nicht zu übersehen. Auf dem Lande leben immer mehr kinderreiche Familien mit Sorgen um das tägliche Auskommen und alte alleinstehende Menschen mit winzigen Renten. Mehr als 10 Prozent der Bevölkerung gelten als Analphabeten. Immer mehr ist Portugal ein Land der Kontraste.

Vorbei sind freilich die Zeiten, da Portugal im Ausland als das »Armenhaus Europas« galt. Es hat zwar nach Griechenland das zweitniedrigste Pro-Kopf-Einkommen der EUROPÄISCHEN UNION. Insbesondere seit dem Beitritt zur damaligen EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFT (EG) 1986 hat das Land aber aufgeholt. Für kräftigen Rückenwind sorgten die Fördermittel aus den Gemeinschaftsfonds. Sie beschleunigten das Wirtschaftswachstum und den Strukturwandel in einem Land, das an vielen alten Problemen

laborierte. Als Agrarland geht Portugal mit seinen 10 Millionen Einwohnern schon lange nicht mehr durch. Obwohl noch zu Beginn der 80er Jahre rund ein Viertel der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft arbeiteten (inzwischen hat sich dieser Anteil halbiert), hat das Land seit je über die Hälfte seines Lebensmittelbedarfs importiert. Vom INTERNATIONALEN WÄHRUNGSFONDS wurde Portugal 1989 erstmals als Industrieland eingestuft. In der Industrie liegt die Produktivität jedoch unter dem Niveau anderer westeuropäischer Länder. Allzulange verließen sich viele Unternehmen im Lande einseitig auf ihren Kostenvorteil durch niedrige Löhne, statt die Produktivität zu steigern und mit Produktinnovationen neue Märkte zu erobern. In dem Land, dessen Importe traditionell nur zu zwei Dritteln durch Exporte gedeckt sind, wurde auch die neue Nachfrage nach Konsumgütern größtenteils durch Einfuhren befriedigt. Vor diesem Hintergrund ist klar, daß Portugal in vielerlei Hinsicht Neuland betreten hat.

Portugal durchlebte einen raschen Wandel, der hohe Opfer forderte. Viele alte Defizite werden sich nicht von heute auf morgen beheben lassen. Einer verbesserten Infrastruktur stehen Defizite im Bildungssektor gegenüber. Ein moderner Bankensektor kontrastiert mit der debilen Landwirtschaft, die sich weder mit EU-Geldern noch per »Modernisierungsschock« ins 21. Jahrhundert katapultieren ließ. Während marode Textilbetriebe dichtmachen, wächst eine moderne Autoindustrie. Erst 1995 lief bei AUTOEUROPA, dem portugiesischen *Joint Venture* von VOLKSWAGEN und FORD, die Serienfertigung an. 1996 sorgte dieses Werk allein schon für über 2 Prozent des Bruttoinlandsproduktes und 10 Prozent der nationalen Warenexporte. So entfällt endgültig das Image Portugals als einem fliegenden Händler für Textilien, Ölsardinen, Portwein und Kork.

Schwieriger Neubeginn

Dem Aufschwung ging eine Periode heftiger politischer und wirtschaftlicher Tur-



Mário Soares im ersten nachrevolutionären Wahlkampf. Hier bei einer Versammlung im Fischerdorf Salena, Algarve
Foto: Persönliches Archiv Dieter Schneider

bulenzen voraus. Erst mit der »Nelkenrevolution« von 1974 kehrten demokratische Verhältnisse ein. Mit dem Neubeginn ging ein wirtschaftlicher Umbruch einher. Portugal war die letzte große europäische Kolonialmacht gewesen. Fünf Jahrhunderte lang hatte das Land auf Kosten seiner Kolonien gelebt. Noch in den 60er Jahren war für den faschistischen Diktator Salazar das 500jährige Reich wichtiger als das Wohlergehen seiner Landsleute, die scharenweise emigrierten. Während Briten und Franzosen den meisten ihrer verbliebenen Übersee-Territorien die Unabhängigkeit gewährten, verwickelte sich Portugal seit 1961 in immer aussichtslosere Kriege gegen die Befreiungsbewegungen in Angola, Moçambique und Guinea-Bissau. In den 60er und 70er Jahren konnte die portugiesische Wirtschaft zwar ein beachtliches Wachstum vorweisen, von einer marktwirtschaftlichen Dynamik war jedoch keine Spur. Eine Handvoll privilegierter Familien

kontrollierte die Industrie und die Banken im Mutterland und in den Kolonien. Erst 1972, zwei Jahre vor dem Sturz der Diktatur, assoziierte sich Portugal mit der EG und leitete so die Umorientierung von Afrika nach Europa ein.

Der demokratische Neubeginn war von zahlreichen Unsicherheiten überschattet. Gemäß dem sozialistischen Geist, der im Zuge der Nelkenrevolution zunächst die Oberhand gewann, wurden in Portugal die Banken und großen Industriebetriebe verstaatlicht. Vom Sozialismus wollten die gewählten, allesamt aber nur kurzlebigen Regierungen der folgenden Jahre jedoch immer weniger wissen. Mit dem 1977 beantragten, 1985 vereinbarten und seit 1986 wirksamen Beitritt zur EG wurden entscheidende Weichen gestellt. Aufgrund der politischen Instabilität und der bis 1987 häufigen Regierungswechsel blieben die meisten Reformpläne auf der Strecke. Unterdessen spitzte sich die wirtschaftliche Lage zu. Angesichts einer

drohenden Zahlungsunfähigkeit sprang zweimal (1978 und 1983) der INTERNATIONALE WÄHRUNGSFONDS ein. 1984 verfehlte die Inflationsrate nur knapp die Marke von 30 Prozent. Pläne zur Privatisierung der staatseigenen Unternehmen scheiterten am erst 1989 geänderten Artikel 83 der Verfassung, der die im Zuge der Nelkenrevolution vorgenommenen Nationalisierungen zu »unumkehrbaren Errungenschaften der Werktätigen« erklärt hatte.

Als erste Partei seit dem demokratischen Neubeginn errangen 1987 die bürgerlich-liberalen Sozialdemokraten des technokratisch orientierten Wirtschaftsprofessors Aníbal Cavaco Silva die absolute Mehrheit im Parlament. Unter seiner Regierung begannen 1989 die Privatisierungen der staatseigenen Unternehmen; nicht durch Rückgabe an die Altbesitzer, sondern entweder durch meistbietenden Verkauf an der Börse oder im Zuge öffentlicher Ausschreibungen. Nicht zuletzt dank der Brüsseler Hilfen setzte unterdessen auch ein wirtschaftlicher Boom ein. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre nahm das Bruttoinlandsprodukt um stolze 4 bis 5,5 Prozent im Jahr zu – womit Portugal in der EG einen Spitzenrang behauptete. Wie im Februar 1994 der EU-Kommissar Bruce Millan hervorhob, trugen zwischen 1989 und 1993 gemeinschaftliche Fördermittel in einer Gesamthöhe von 8 Mrd. ECU in Portugal zur Finanzierung von Investitionen bei. Für den Zeitraum 1994 bis 1999 wurden die Fördermittel etwa verdoppelt. Aus den Strukturfonds und aus dem neugeschaffenen Kohäsionsfond wurden dem Land insgesamt rund 16,6 Mrd. ECU zugesprochen.

Unter Cavaco Silva wurde zudem der institutionelle und rechtliche Rahmen für das Wirtschaftsleben nach und nach gemäß den Anforderungen des europäischen Binnenmarktes liberalisiert – womit viele der verbliebenen protektionistischen Dämme brachen. Vor allem in den frühen 90er Jahren litt die Konkurrenzfähigkeit der Unternehmen unter einer an den Konvergenzkriterien des Maastricht-Vertrages ausgerichteten Stabilitätspo-

litik. In den 70er und 80er Jahren war Portugals relativ große Teuerung mit starken ESCUDO-Abwertungen einhergegangen. 1975 bekam man am Bankschalter für eine Mark noch rund zehn ESCUDOS. 1990 lag der Mittelkurs schon bei 88 ESCUDO pro Mark; heute hat er sich bei knapp über 100 stabilisiert.

Harter Escudo – harte Zeiten

Ein entsetztes Stöhnen ging durch die Wirtschaft, als der ESCUDO im April 1992 zum Leitkurs von rund 87 ESCUDOS pro Mark dem Mechanismus der stabilen Wechselkurse im EUROPÄISCHEN WÄHRUNGSSYSTEM (EWS) beitrug. Von diesem Moment an sollte die Inflation nicht mehr mit so starken Abwertungen einhergehen wie zuvor – mit der Folge, daß die Teuerung voll auf die Exportpreise durchschlug. Infolge einer realen Aufwertung des ESCUDO bangten die Unternehmen um ihre ausländischen Abnehmer. Um die Wechselkurse stabil zu halten und die Inflation zu drücken, betrieb der BANCO DE PORTUGAL eine Politik der hohen Zinsen. In Anbetracht teurer Kredite und unsicherer Perspektiven im offenen Wettbewerb hielten und halten sich die Unternehmen mit Investitionen zurück.

Ganz offensichtlich kam es in den frühen 90er Jahren zu einem Zielkonflikt zwischen Stabilität und Wirtschaftswachstum. 1993 ging das BIP – teils wegen der internationalen Großwetterlage, teils wegen der Stabilitätspolitik – um 1,2 Prozent zurück. 1994 und 1995 gelangten wieder positive Wachstumsraten (von 0,7 bzw. 2,3 Prozent), in den drei Jahren 1993–1995 fiel Portugal im EU-Vergleich aber zurück. Erst 1996 gelang mit einem BIP-Wachstum, das von der Zentralbank auf 3,3 Prozent und vom NATIONALEN STATISTIKINSTITUT (INE) auf 3,0 Prozent veranschlagt wird, wieder ein überdurchschnittliches Plus. Offenbar wirkt die Politik der Stabilität inzwischen weit weniger wachstumshemmend. Sie trägt Früchte, zum Beispiel in Form stark gesunkener Zinsen und einer niedrigen Teuerung, von der die Unternehmen und die Verbraucher profitieren.

Licht am Ende des Tunnels

Als erstes südeuropäisches Land konnte sich Portugal als ein ernsthafter Aspirant für einen Platz in der Startgruppe des EURO profilieren. Nach und nach werden in Lissabon die fünf Maastrichter Konvergenzkriterien abgehakt:

Stabile Wechselkurse: Kriterium erfüllt. Über zwei Jahre ist es her, daß der ESCUDO im EWS zuletzt zurückgestuft wurde. Seither hat sich die portugiesische Währung ohne größere Turbulenzen innerhalb der erlaubten Schwankungsbreite von 15 Prozent bewegt. Sie lag sogar innerhalb der früheren 6 Prozent-Marge, die für den ESCUDO zur Zeit des EWS-Beitritts galt, und meist auch innerhalb der für die harten Währungen geltenden 2,25 Prozent-Bandbreite.

Stabile Preise: Für 1997 hat sich die Regierung vorgenommen, die mittlere Teuerungsrate auf unter 2,25 Prozent zu drücken (1996 betrug sie 3,1 Prozent). Portugal läge damit voraussichtlich unter der erlaubten Höchstgrenze (Mittelwert der drei preisstabilsten Länder plus 1,5 Prozentpunkte).

Langfristige Zinsen: Auch hier kann Portugal das erlaubte Limit unterbieten (Mittelwert der Renditen langfristiger Staatsanleihen in den drei preisstabilsten Ländern plus zwei Prozentpunkte). Vor allem seit 1995 gaben die Zinsen nach. Sie lagen nach Angaben des Finanzministeriums 1995 noch um 4,7 und 1996 um 2,4 Prozentpunkte über den deutschen. Inzwischen ist die Differenz auf weniger als einen Punkt geschrumpft.

Haushaltsdefizit: In diesem Jahr will die Regierung das Minus von 4,0 auf 2,9 Prozent drücken und damit den erlaubten Höchstwert von 3 Prozent unterbieten, und das sogar, ohne an der Steuerschraube zu drehen. Sie konnte außerdem nicht nur die Sozialausgaben erhöhen, sondern auch die Löhne im Staatsdienst real leicht anheben. Einige Ressorts, wie die Verteidigung, mußten dafür reale Kürzungen hinnehmen. Infolge niedriger Zinsen fallen auch die Aufwendungen für die öffentliche Schuld, und nicht zuletzt hat die Regierung dem Volkssport Steuerhinter-

ziehung den Kampf angesagt. Sie setzt dabei in erster Linie auf gutes Zureden. Immerhin 155.000 Steuersünder, die beim Fiskus und bei der Sozialversicherung mit umgerechnet mehr als 5 Mrd. DM in der Kreide standen, nutzten bis Ende Januar dieses Jahres ein Friedensangebot der Regierung. Sie können ihre Schulden in bis zu 150 monatlichen Raten abstopfen und sparen einen Teil der fälligen Zinsen. Allein 1997 könnten, so wurde im Februar geschätzt, 900 Mio. DM extra in die Staatskasse fließen. Ein Betrag, der bei einem BIP von 165 Mrd. DM (1996) schon ins Gewicht fällt.

Öffentliche Schuld: Im Maastricht-Vertrag ist eine Obergrenze von 60 Prozent des BIP vorgesehen – ein Wert, den Portugal nicht erfüllen wird. Gerade beim Schuldenkriterium soll es aber auf die Tendenz ankommen, und andere Länder, wie etwa Belgien, sind mehr als doppelt so hoch verschuldet wie Portugal, das Ende 1996 mit 65,4 Prozent in der Kreide stand. Im Jahr 2000 will man dann die Grenze von 60 Prozent unterschreiten. Möglich wurde der Schuldenabbau vor allem dank eines Programmes der Privatisierung staatseigener Unternehmen. 1996 wurde der Löwenanteil der Verkaufserlöse von umgerechnet über 4 Mrd. DM zum Abbau der Schulden verwendet. In diesem Jahr dürfte dieser Rekord überboten werden. Im Juni brachte allein der Verkauf eines 30-Prozent-Anteils am Stromkonzern EDP, mehr als 3,8 Mrd. DM ein.

Ein steiniger Weg zur Konvergenz

Solche Erfolge können nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Weg zur realen Konvergenz steinig ist. Hinsichtlich der in der Industrie üblichen Löhne und der zu erwartenden Erhöhungen stellte 1995 die DEUTSCH-PORTUGIESISCHE INDUSTRIE- UND HANDELSKAMMER fest: »In Portugal sind die Löhne und Gehälter zum Teil deutlich niedriger als in Deutschland. Sie liegen im unteren Bereich der Lohnskala bei 25–30 Prozent der vergleichbaren deutschen Monatsgehälter. ... Sollten sich, was absolut unrealistisch ist, die Produktivität

und die Löhne in Portugal Jahr für Jahr um fünf Prozent real erhöhen, so müßten zehn Jahre vergehen, bis sich das Gehaltsniveau von 25 auf 40,7 Prozent dem deutschen Niveau genähert hätte. Tatsächlich wird der Prozeß jedoch erheblich langsamer verlaufen, denn auch in Deutschland bleibt die Produktivität nicht stehen.«

Angesichts der relativ niedrigen Löhne und des weitmaschigen sozialen Netzes daheim suchen die Portugiesen noch immer wie keine anderen Europäer ihr Glück in der Ferne – zum Beispiel auf deutschen Baustellen, wo seit Öffnung der Grenzen innerhalb der EU 1993 schnelles Geld lockt. Niemand weiß genau, wieviele Portugiesen – zusätzlich zu denen, die in den 50er, 60er und 70er Jahren nach Deutschland auswanderten –

derzeit zwischen Rhein und Oder, Alpen und Ostsee schaffen. Gängige Schätzungen reichen von rund 25.000 bis 100.000. Angesichts dieser Größenordnung muß die vom Statistikinstitut ermittelte und im EU-Vergleich niedrige Arbeitslosenrate von zuletzt 6,5 Prozent – entsprechend knapp 300.000 Arbeitslosen im zweiten Quartal 1997 – in einem weniger günstigen Licht gesehen werden.

Auffallend in der Statistik ist derweil ein starker Anstieg der Beschäftigung in der Landwirtschaft, der nur schwer nachzuvollziehen ist. Im zweiten Quartal 1997 zählte das INE im primären Sektor 574.400 Beschäftigte, das wären rund 60.000 Menschen mehr als im zweiten Quartal 1996. Ausgerechnet die Landwirtschaft gilt aber als Problembranche, die mit der Auslandskonkurrenz nicht

Improvisation ist alles: Mit dem Verkauf von Taubenfutter bessert diese Frau das Familieneinkommen auf.

Foto: Gudrun Petersen/JOKER



mithält. In den Supermärkten steht man vor den Regalen mit französischen Tomaten, spanischen Erdbeeren und holländischen Zwiebeln, während portugiesische Pfirsiche teils nicht einmal gepflückt werden. Mit einer neuen Dynamik auf heimischen Feldern dürfte der statistisch ausgewiesene Anstieg der Beschäftigung im Agrarsektor also kaum zu erklären sein. Eher liegt die Vermutung nahe, daß viele Menschen ohne Chancen auf dem Arbeitsmarkt ins familiär-ländliche Milieu »flüchten«. Viele andere halten sich mit wenig zukunftssträchtigen, prekären Jobs über Wasser.

Die Industrie steht währenddessen vor großen Herausforderungen. Viele Unternehmen sind finanziell angeschlagen und hielten sich jahrelang nur, weil der Staat mit Rücksicht auf die Arbeitsplätze von der Eintreibung der teils horrenden Schulden gegenüber dem Fiskus absah. Mit einem breit gefächerten Hilfsprogramm soll den Unternehmen mit realen Gesundungschancen auf die Beine geholfen werden. Seine Umsetzung lief jedoch nicht so schnell an wie anfangs erhofft.

Allein mit der Initiative portugiesischer Unternehmer, die erst in den letzten Jahren ihre Investitionsscheu zum Teil überwinden, ist der Sprung zum High-Tech-Industriestandort freilich nicht zu bewältigen. Hier kommt ausländischen Investoren eine bedeutende Rolle zu. Ihnen bietet Portugal verschiedene Standortvorteile – dazu zählen die klaren politischen Verhältnisse, der soziale Friede, der freie Zugang zu den Märkten der übrigen EU-Länder, die Möglichkeit der Erleichterung von Investitionen mit gemeinschaftlichen Fördermitteln und nicht zuletzt die relativ niedrigen Löhne. Als Billiglohnland geht Portugal jedoch nicht mehr so einfach durch, weil die Arbeitskosten in manchen Ländern Osteuropas oder Asiens niedriger sind. Außerdem fällt ein früher wichtiges Motiv zum Aufbau von Produktionsstätten im Lande, nämlich die Versorgung des nationalen Marktes, auf dem Binnenmarkt der EU fort. Immer mehr Unternehmen denken europäisch oder wenigstens

iberisch, manche zogen sich wenigstens teilweise aus Portugal zurück, so etwa der französische Autokonzern RENAULT, der 1996 eine Montagewerk für das Modell *Clio* in Setúbal an den Staat verkaufte.

Neuer Süd-Ost-Konflikt?

Die Regierung ist darum bemüht, das Land als zentralen Standort für die Belieferung anderer Märkte zu profilieren – was beispielsweise mit dem Projekt AUTOEUROPA gelang. Der Nutzen dieser größten ausländischen Investition, die je in Portugal getätigt wurde, beschränkt sich nicht auf deren Beitrag zur Erhöhung des BIP und der Exporte. Viele Unternehmen der Autoteileindustrie machten im Zuge ihrer Qualifizierung als Zulieferer von VW und FORD einen riesigen qualitativen Sprung und könnten auch andere Autohersteller beliefern. Zu den anderen wichtigen High-Tech-Projekten, die die Regierung an Land zog, gehört ein SIEMENS-Werk für Elektronikchips in Vila do Conde (bei Porto).

Egal ob AUTOEUROPA oder SIEMENS – ohne öffentliche Anreize läuft wenig. Fast immer hilft der Staat – entweder mit steuerlichen Vergünstigungen, mit Beihilfen zur beruflichen Bildung oder mit sonstigen Finanzspritzen. Eine solche Großzügigkeit kann sich die Regierung nur dank der EU-Fonds leisten, ohne die zahlreiche Autobahnen, Schnellstraßen und Brücken in den letzten Jahren nicht hätten gebaut werden können. Und ohne solche Projekte wären wichtige Impulse für andere Branchen ausgeblieben. So zeigt sich eine Schwachstelle des portugiesischen Wirtschaftswunders. Noch ist unklar, in welchem Maße die EU-Mittel nach dem Auslaufen des jetzigen Förderrahmens 1999 weiter fließen werden. Nun drängen die Reformstaaten Mittel- und Osteuropas in die EU – und hoffen ebenfalls auf großzügige Förderung. In Portugal wird betont, daß die Solidarität mit dem Osten nicht auf Kosten der Solidarität mit dem Süden gehen dürfe. Bleibt abzuwarten, wie man sich einigt.

III. Historisches

NORBERT BRIESKORN

Das Erdbeben von Lissabon und sein Echo in der Aufklärungszeit

Am 1. November, dem Allerheiligentag des Jahres 1755, 9 Uhr 50 vormittags, bebte die Erde unter Lissabon. Die zusammenstürzenden Paläste begruben stolze Adlige, die Kirchendächer und -mauern erschlugen barmherzige Gläubige und die Bürgerhäuser erdrückten geldversessene Unternehmer. Umstürzende Kerzen und zerberstende Küchenherde verursachten rasch um sich greifende Brände, welche neben unzähligen Kostbarkeiten und Lebensnotwendigem auch das Staatsarchiv vernichteten und damit der Erinnerung an die lusitanische Geschichte den Stoff und den Stolz stahlen. Die See bebte, schwappte mit meterhohen Wellen auf das flachere Land und in die Küstenorte hinein und ertränkte zahlreiche Menschen.

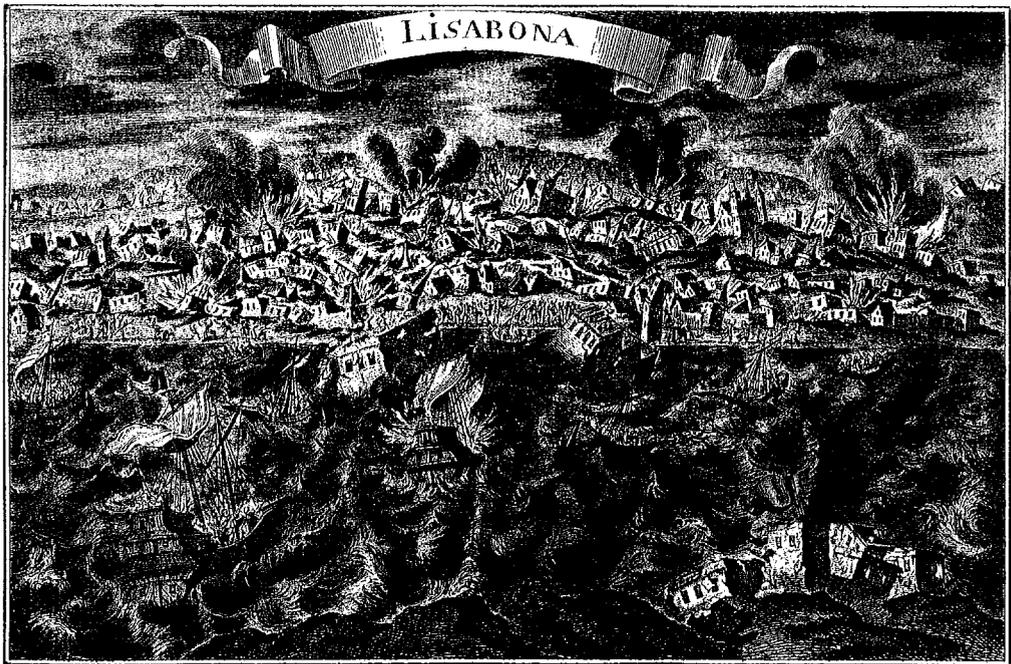
Die Anzahl der Toten dieser Katastrophe wurde nie genau ermittelt, 10.000 waren es bestimmt, doch reichen Schätzungen bis zur Zahl 60.000 hinauf, und dies bei einer Einwohnerzahl von 300.000. Man zählte 15.000 zerstörte Gebäude, unter ihnen 110 Kirchen und 300 Paläste. Mit dem Abklingen der letzten Erschütterung setzten Raub und Plünderungen ein und zeigten die Menschheit von ihrer rücksichtslosen Seite. Es dauerte Tage, bis die Ordnung wiederhergestellt war.

Die Provokation

Das Erdbeben von Lissabon war weder das erste noch das schwerste, welches in die Aufklärungszeit fiel. Voltaire selbst verwies auf ein Beben in China mit über 400.000 Toten. Weshalb gab dieses vom 1. November nun ausgerechnet Anlaß zu Fragen, zu Protestschriften an die Adresse »Gottes« und wiederum zu Angriffen der Aufklärer untereinander? Weshalb diese eigenartige Aufgeregtheit? – Sicherlich, Lissabon war immer noch Haupt-

stadt eines Weltreiches, zu dem Brasilien, Angola und Moçambique, Goa und Macao gehörten.

Entscheidend für diese Aufregung war jedoch, daß eine starke Strömung in der Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts den Blick fast ausschließlich auf die Stimmigkeit und Ordnung, ja die Güte und Besorgtheit der Natur gelenkt hatte, und für diese »Natur« ohne Bedenken »Gott« einsetzte. Außerdem sei, worin man keinen Widerspruch sah, die Natur ein Feld der Gestalt- und Beherrschbarkeit, die gegenüber »Gott« jedoch verwehrt schienen. Nun aber dieser Akt der Natur, der sie als zerstörerisch, heimtückisch und unbeherrschbar auswies! Hatte man sich also schlichtweg in der philosophischen Annahme getäuscht, in der besten aller möglichen Welten zu leben? War die Aufklärung einem gewaltigen Irrtum aufgesessen, was Gottes Güte und Allmacht betraf? Falls ja, so stellte sich doch die Frage, in welchem anderen Bereichen man vielleicht gleichfalls Täuschungen unterlegen sei und Irrtümer für Wahrheit gehalten hätte. In diesem Klima verfaßten Kant, Voltaire und Rousseau ihre »Botschaften« an das Publikum. Immanuel Kant, den »unglückliche(n) Überrest von Lissabon« vor Augen, äußerte sich bis zum Frühjahr 1756 insgesamt dreimal zu dem Erdbeben. Francois Arouet, genannt Voltaire begann unverzüglich an dem »*Poème sur le désastre de Lisbonne*« zu arbeiten, das er mit fußnotenähnlichen umfangreichen Anmerkungen im März 1756 von Genf aus der Öffentlichkeit Europas übergab. Es vibriert bis heute noch von dem Entsetzen, der Wut und auch der Trauer über die Opfer. Jean-Jacques Rousseau entwarf im August 1756 seinen *Brief von J.J. Rousseau an Herrn von Voltaire*, der erst 1759 weiteren Kreisen durch die Drucklegung



Vorstellung und Beschreibung des ganz erschütterlichen Erdbebens, wodurch die Königl. Portugiesische Residenz-Stadt Lissabon samt dem größten Theil der Einwohner zu grunde gegangen.

Zeitgenössisches Flugblatt aus Augsburg (Georg Caspar Pfautz)

Foto: AKG, Berlin

zugänglich wurde. Alle drei hatten in den Monaten nach dem Erdbeben die Argumente überprüft, welche in den Diskursen über Gott, seine Vorsehung oder die Schöpfung enthalten waren.

Die Argumentationen

Die *populärste* Argumentation sah die Natur als wohlgeordnet an. Der Schnupftabak, den die Natur uns anbietet, muß uns folglich irgendwie nützen. Ja, er fördere, so Barthold Heinrich Brockes, nicht nur die Gesundheit, sondern verkünde dem Menschen, zu Asche und Staub zurückkehren zu müssen. Auch in den Wölfen sei viel Nutzen zu finden, denn ihre Bälge schützen uns im Winter und aus ihren Gliedern lassen sich wirkungsvolle Arzneien herstellen. Albrecht von Haller handelte 1734 »vom Ursprung des Übels« und zeigte, daß das »Widerwärtige« berechtigt und notwendig sei, denn im steten Kampf gegen das Böse blieben

wir lebendig, beweglich und würden unser selbst kundig werden. Aber, so lautete nun die Anfrage, läßt sich denn das Erdbeben überhaupt als Ausdruck der Ordnung verstehen? Kant beharrte darauf: »Selbst die fürchterlichen Werkzeuge der Heimsuchung des menschlichen Geschlechts, die Erschütterungen der Länder, die Wuth des in seinem Grunde bewegten Meeres, die feuerspeienden Berge, fordern den Menschen zur Betrachtung auf.« Der Sinn einer solchen Naturerscheinung sei es, Lust auf solides, zusammenhängendes Wissen über eine solche Erscheinung zu wecken und dann auch zu befriedigen. Angebracht sei es sodann, den Schöpfer zu loben, nicht wegen der Katastrophe und nicht wegen der Macht der Natur, sondern aufgrund der gewonnenen Einsichten! Der mehr und gründlicher wissende Mensch ist das Lob des Schöpfers für Kant. Sinn mache das Erdbeben aber auch darin, wenn es dem Menschen seine Arroganz abzuge-



Voltaire: Die Sinnsuche in der Katastrophe ist eine Verhöhnung der Opfer Foto: AKG/Erich Lessing

wöhnen und den Blick auf das »wahre Ziel menschlichen Lebens« zu lenken vermöchte: »Die Betrachtung solcher schrecklichen Zufälle ist lehrreich. Sie demüthigt den Menschen dadurch, daß sie ihn sehen läßt, er habe kein Recht... von den Naturgesetzen, die Gott angeordnet hat, lauter bequeme Folgen zu erwarten, und er lernt vielleicht auch auf diese Weise einsehen: daß dieser Tummelplatz seiner Begierden billig nicht das Ziel aller seiner Absichten enthalten sollte.« Doch kam Kant auch auf handfesteren Nutzen der Erdbeben zu sprechen: Ohne die »entzündbare Materie« gäbe es keine warmen Heilbäder, keine Erzadern, weder die notwendige Ergänzung und Auffrischung des Mineralienhaushalts der Natur noch die Reinigung der Luft von den sonst überhandnehmenden »thierischen Ausdünstungen« und »Ausduftungen noch die Wärme für Pflanze, Tier und Mensch, welche ergänzend einspringt, wenn die Sonne uns die ihrige entzieht«. Voltaire nannte allerdings solche beständige Sinnsuche in der Katastrophe – Verhöhnung der Opfer. Und welcher Wissenszuwachs wiege eigentlich gewaltsam ausgelöschtes Leben auf?

Eine *zweite* Argumentation sieht und bejaht gleichfalls das Übel, doch verbindet sie dessen Erklärung mit Prozessen der Natur. Die Natur muß hier nicht um ihrer Rechtfertigung willen ihre »Unbequemlichkeiten«, wie Kant sagte, durch Wohltaten ausgleichen; verlangt ist vielmehr eine andere Einstellung des Menschen zur Natur. Wo nämlich Entwicklung sei, dort gebe es auch immer Un- und Unterentwickeltes, eben Unvollkommenes. Die Natur könne deshalb gar nie zur Ruhe kommen. In seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (I. Teil, 1. Buch 3. Kap.) betonte Herder, daß die Erde »durch vielerlei Revolutionen durchgegangen sei, bis sie das, was sie jetzt worden, ist«; nie aber werden »innerer Brand, Überschwemmungen und was sonst daraus folgte« völlig fehlen. Deshalb »war (es) ein unphilosophisches Geschrei, das Voltaire bei Lissabons Sturz anhub, da er beinah lästernd die Gottheit deswegen anklagte«.

Eine *dritte* Haltung argumentierte gegen Gott. Wenn er denn der gütige und allmächtige Gott sei, hätte ein solches Desaster nicht vorkommen können. Also sei er kein solcher Gott. Goethe bemerkte in *Dichtung und Wahrheit* (1. Teil, 1. Buch) rückblickend, daß sich im Erdbeben der väterliche Gott gar nicht väterlich gezeigt habe, und, um Gott nicht direkt anzugreifen, auf »Natur« überwechselnd, »daß die Natur ihre schrankenlose Willkür (behauptete)«. Kant warf sich solcher Anschuldigung entgegen und tadelte, daß es jedenfalls völlig abwegig und aberwitzig sei, von einem Strafgerichte Gottes an der Stadt zu sprechen. Seien denn wirklich nur die Bösen in Lissabon umgekommen? Auch habe es in der Geschichte sittenloseste Städte gegeben, die nie heimgesucht worden waren.

»Gott existiert, dies nehme ich an«, schrieb Rousseau an Voltaire, »denn dieser Gedanke ist tröstlicher als die Annahme des Gegenteils«. Die Vernunft (*raison*) verharre ja unentschieden vor dieser Frage, widerspreche und bestätige nicht, bringe auch nicht die Zweifel an Gottes Existenz zum Verstummen. »Und trotzdem bekenne ich mich«, schreibt er ein-

ge Zeilen später, »zu dem ›Gottesbeweis aus dem Gefühl heraus‹. Da nun aber Gott zu dem Angriff gegen sich und auch zu den Anstrengungen seiner Verteidigung schwieg, mündete diese Argumentation in eine *vierte* Form ein.

Sie ging vom Nichtwissen des Menschen aus, dem kein Gottesstandpunkt eingeräumt sei. Dieser Argumentation wandten sich alle drei in je eigener Zuspitzung zu, Kant, Voltaire und im besonderen Rousseau. Kant warnte: Es sei »ein sträflicher Vorwitz, der sich anmaßt, die Absichten der göttlichen Rathschlüsse einzusehen und nach seinen Einsichten auszulegen«. Doch wehrte Kant auch eine bestimmte Form des Anthropozentrismus in der Theodizee ab (wenn auch nicht in der Ethik); es sei nämlich damit zu rechnen, daß es in dem Weltganzen eben nicht bloß um das Wohl des Menschen gehe. Gott beziehe sich immerfort auf die gesamte Natur – Kant spricht nicht von »Schöpfung«! –, der Mensch sei bloß ein Teil derselben, halte sich aber für das Ganze. Ganz im Sinne des Evangeliums erblickte Kant im Erdbeben einen Anlaß zu persönlicher Einkehr und Umkehr sowie zu Solidarität. »So ist der Mensch im Dunkeln, wenn er die Absichten errathen will, die Gott in der Regierung der Welt vor Augen hat. Allein wir sind in keiner Ungewißheit, wenn es auf die Anwendung ankommt, wie wir diese Wege der Vorsehung dem Zwecke derselben gemäß gebrauchen sollen«, um hinzuzufügen, »Der Anblick so vieler Elenen, als die letztere Katastrophe unter unsern Mitbürgern gemacht hat, soll die Menschenliebe rege machen und uns einen Theil des Unglücks empfinden lassen, welches sie mit solcher Härte betroffen hat.« Dann ganz am Schluß brachte Kant noch die Bitte an: »Ein Fürst, der, durch ein edles Herz getrieben, sich durch diese Drangsale des menschlichen Geschlechts bewegen läßt, das Elend des Krieges von denen abzuwenden, welchen von allen Seiten überdem schwere Unglücksfälle drohen, ist ein wohlthätiges Werkzeug in der gütigen Hand Gottes und ein Geschenk, das er den Völkern der Erde macht, dessen

Wert sie niemals nach seiner Größe schätzen können.«

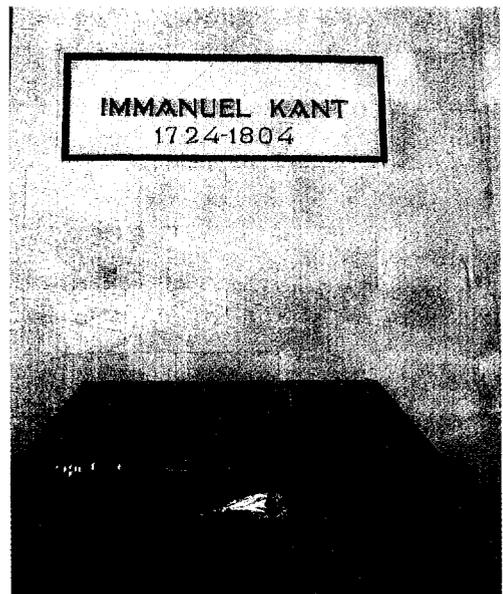
Voltaire geißelte jene, die alles einordnen und alles erklären wollen, und dabei die Leiden der Opfer und die Tränen der Überlebenden übersehen; und er schloß Gott keineswegs aus dem Kreise aus. Auch wenn Gottes Gerechtigkeit eine andere als die der Menschen sei, so dürfe sie sich doch nicht an den Menschen vergehen. Weshalb habe er dieses Unheil nicht verhindert? Wenn Gott allmächtig sei, hätte er eine Welt ohne solche Katastrophen schaffen können. Wer dies leugne, spreche Gott seine Allmacht ab. Und: Wenn schon Erdbeben sein müssen, weshalb finden sie nicht in unbevölkerter Wüste statt?

Voltaire klagte nicht den umfassenden Kreislauf von Leben und Vergehen, Geburt und Tod an, und daß der Mensch nur als schwaches Teilelement in ihm vorkomme. Was Voltaire zutiefst ärgerte und entsetzte, war der Umstand, daß dieses schmächelige Wesen Mensch Bewußtsein habe und sich beständig als verzweckt und somit als erniedrigt erleben müsse.

Alexander Popes Diktum vom »Alles ist gut« aus seinem *Essay on Man* von

Kant: Das Erdbeben begrub die Aufklärung

Foto: AKG/Claudia Quaukies



1733/34 erfuhr herbste Kritik durch Voltaire: Daß alles heute gut sei, sei eine Illusion; es bleibe nur die Hoffnung, daß alles eines Tages gut sein werde. Was allein den Menschen offensichtlich vor Gott auszeichne, sei seine Fähigkeit, sich selbst zu bedauern, sein Unwissen und – seine Hoffnung. Gott selbst, so Voltaire, kenne keine Hoffnung, er sei ein hoffnungsloser Fall.

Der *Candide* zeichnete übrigens in überdeutlicher Form auf, was Voltaire als rückständigen Geist ansah: So veranstaltete Kirche und Staat Portugals ein Gericht über die Ketzer, um Gott zu beschwichtigen, während der Großinquisitor sein ausschweifendes rücksichtsloses Leben unbedenklich fortsetzt, um dafür allerdings auch von Menschenhand den Tod zu erleiden. Diese fünf Kapitel aus *Candide* regten Heinrich von Kleist zu seiner Erzählung vom *Erdbeben in Chile* an.

Rousseau griff nun Voltaire dort an, wo er am empfindlichsten schien, und warf Voltaire genau das vor, was er seinerseits angeprangert hatte, nämlich seinerseits so eine Katastrophe noch einmal einzuordnen und als einen Fall unter Fällen deduktiv bewältigen zu wollen. Zweitens spreche Voltaire doch wiederum von dem Täter, nämlich Gott, und nicht von den Opfern. Drittens jedoch füge Voltaire den bestehenden Übeln ein weiteres zu – gerade durch sein Gedicht, weil es allen Trost vorenthalte. Drücke doch sein Gemjammer den Menschen nieder. Was aber die Frage betreffe, ob Gott allmächtig sei und deswegen als Verursacher des Erdbebens grausam sein müsse, oder ob er eher ohnmächtig und dafür milde und gütig genannt werden dürfe, so versuche Voltaire die Allmacht Gottes zu Lasten der Güte Gottes zu retten, während er, Rousseau, einen ohnmächtigen Gott bejahe, der gütig sei.

Wo Voltaire nach der Verantwortung Gottes fragte, arbeitete Rousseau die Verantwortung des Menschen heraus. Hatte Voltaire von – man weiß nicht welchem (Gottes-)Standpunkt aus, Gott vor die Schranken gefordert, so nahm sich Rousseau als Mensch des Menschen an:

Wir Menschen sind die Verursacher der moralischen Übel und für sie verantwortlich. Was die nicht-moralischen Übel betrifft, z.B. Erdbeben, Vulkanausbrüche, so haben wir oft auch dazu beigetragen, daß diese Naturereignisse katastrophale Folgen haben. Für diese Ereignisse selbst tragen wir keine Verantwortung, wohl aber sehr oft für die schlimmen Folgen. Nehmen wir, so Rousseau, doch Lissabon! Wir selbst haben doch so hohe Häuser gebaut, solche Kirchen, und überhaupt so viele Menschen an einem Orte versammelt. Auf unsere Verantwortung ist zu blicken und nicht eine Vorsehung zu beschuldigen. Nicht die Natur hat Lissabon erbaut! Erst wir haben dem Erdbeben seine Opfer besorgt! Wenn wir eine Stadt erbauen, können wir doch nicht zugleich ein Verbot an die Natur aussprechen und es ihr untersagen, Erdbeben dort stattfinden zu lassen, wo sie denn geschehen müssen. In jedem System, in welchem der Mensch ein Element ist, sind die Übel unvermeidlich. Deswegen also hat die Frage keinen Sinn, weshalb in dieser Welt der Mensch so schwer glücklich wird; wer schon grundlegende Fragen stellen will, wird fragen müssen, weshalb es denn überhaupt Menschen gebe.

Voltaire schlage der Vorsehung vor, die Erdbeben, wenn sie denn schon unvermeidlich seien, doch in der Wüste stattfinden zu lassen. – Rousseau bemerkte dazu bissig, wie schöpfungsfreundlich ein solcher Wunsch sei; denn auch in der Wüste gebe es Menschen und Tiere. Voltaire wolle sie um seines eigenen Wohlergehens willen schlicht opfern!

Was den Lebens- und Zerstörungszusammenhang der Welt betrifft, so bemühte sich Rousseau aufzuweisen, daß Gott sich mit der großen Linienführung der Geschichte begnüge und nicht jedes Detail des Lebens bestimmt habe; wohl kaum habe er die Frisur eines Thronfolgers festgelegt oder Cäsar auf seinem Weg in den Senat einmal nach rechts oder links spucken lassen; nicht jedes einzelne Vorkommnis dürfe und müsse als »vorgeesehen« oder als Element im Plan Gottes aufzufassen sein. Nur, so darf Rousseau

gefragt werden, – ist ein Erdbeben eine solche Winzigkeit?

Zu Popes Spruch »Alles ist gut« merkte Rousseau an: Voltaire habe Popes Spruch genommen und an ihm Gott und die Wege des Weltalls gemessen. Welch ein Irrtum! Statt dessen müssen wir doch von Gott und seiner Vorsehung ausgehen und daran die Wahrheit oder Unwahrheit menschlicher Aussprüche überprüfen, darunter auch den Popes und Voltaires. Wir wissen zu wenig über die Gesetze der Welt und den Plan der Vorsehung. Deshalb sollten wir nicht sagen »Alles ist gut«, sondern allenfalls »Das Ganze ist gut« oder »Das Ganze ist gut für das Ganze«.

Während Kant ausgehend vom Erdbeben einen öffentlichen Diskurs hin zu dem König Friedrich II. anzuknüpfen versuchte, um den Frieden herzustellen, bemühte sich Rousseau, diese Debatte über Erdbeben, Natur und Gottes Vorsehung in den privaten Raum zu überführen, also zu entpolitisieren. Er wußte um die Gefährlichkeit solcher Debatten für ihre Teilnehmer im absolutistischen Frankreich. Es sei abscheulich, die Gewissen kontrollieren zu wollen. Hobbes sei beizupflichten, wenn er sage, es reiche, daß jemand ein guter Staatsbürger sei, was bedürfe es da noch der Vergewisserung, was und an wen jemand glaube. Bürgertugend gehe vor Glauben! Den politischen Gemeinwesen sei allenfalls zu tun erlaubt, eine Art negativen Glaubensbekenntnisses vorzuschreiben! Intoleranz und besonders Unduldsamkeit in Glaubenssachen seien zu verbieten. Positiv könne es eine Art verpflichtenden Katechismus sozialer Pflichten, negativ aber müsse es das Verbot jeglichen Fanatismus geben.

Voltaire könnte zu Rousseaus Brief bemerkt haben, daß der Blick auf unser Versagen zu wenig sei, um eine solche Katastrophe denkerisch zu bewältigen, denn unser Versagen erkläre sie nicht völlig. Und: Rousseau vergesse die Opfer und klage die Überlebenden an.

Epilog

1798 stellte Thomas Robert Malthus die Frage, ob die Nahrungsmittelproduktion

mit der wachsenden Erdbevölkerung Schritt halten werde. Malthus' Antwort lautete: Nein. Werden Katastrophen helfen, das Wachstum der Bevölkerungszahl zu verlangsamen oder gar sinken zu lassen? Was Lissabon betrifft, so Malthus, so übersteige die Bewohnerzahl Lissabons bereits die von Oktober 1755. Auf die Natur sei also nicht Verlaß, wenn es darum gehe, das richtige Verhältnis zwischen Lebensmöglichkeiten und Bevölkerung zu finden. Da müsse sich die Menschheit schon andere Mittel einfallen lassen. Gott ist kein Adressat mehr.

PATRIK VON ZUR MÜHLEN Exilmetropole Lissabon

Lissabon ist zwar *auch* eine mediterrane Stadt, obwohl die portugiesische Küste an keiner Stelle das Mittelmeer berührt. Aber die kulturelle Zugehörigkeit des Landes zur romanischen, katholischen Welt, Gemeinsamkeiten mit Spanien, Italien und Südfrankreich lassen hier keine Zweifel aufkommen. Lissabon ist aber vor allem eine atlantische Stadt, ein nach Westen vorgeschobener Posten Europas in Richtung Amerika, die von Mitteleuropa aus weiteste Metropole des Kontinents, deren Geographie und Geschichte die *Alte Welt* mit Afrika, Brasilien, Indien und Ostasien verbindet. Erst mit der geographischen Ausdehnung des Tourismus nach dem Zweiten Weltkrieg geriet Lissabon stärker ins Blickfeld für Mittel-, Nord- und Osteuropäer. Im öffentlichen Bewußtsein wurden Portugal und seine Hauptstadt vorher nur aus der Ferne wahrgenommen. Diese Tatsache ist verantwortlich dafür, daß auch die Rolle, die Lissabon während des zweiten Weltkrieges in dem von Hitler dominierten



Marc Aurel in Portugal: der Diktator Salazar

Foto: AKG, Berlin

Europa spielte, erst spät wahrgenommen wurde. Und dennoch war die portugiesische Hauptstadt auf vielfache Weise mit der Geschichte von Holocaust, Flucht und Rettung verbunden.

Zunächst kein geeignetes Refugium

Nachdem die deutschen Armeen 1939 Polen, im Frühjahr und Sommer 1940 die Benelux-Staaten, Frankreich und Dänemark überrannt, 1941 große Teile des Balkans besetzt und im Juni auch die Sowjetunion angegriffen hatten, blieb die Fluchtroute über die neutral gebliebenen Länder Spanien und Portugal die einzige, über die sich größere Menschenmassen vor den nationalsozialistischen Verfolgungen retten konnten. Andere neutrale Staaten waren nur schwer zu erreichen. Die Schweiz schloß ihre Grenzen hermetisch ab, Schweden war nur noch

für Flüchtlinge von Dänemark und Norwegen aus erreichbar, Irland infolge des Seekrieges gar nicht und die Türkei infolge des Krieges auf dem Balkan nur mit großen verkehrstechnischen und politischen Schwierigkeiten. Daher ergoß sich nach der französischen Niederlage im Juni 1940 bis zum Sommer 1944 ein Strom von 80.000–100.000 Flüchtlingen über die Pyrenäen nach Westen. Etwa ein Drittel der Flüchtlinge dürften Emigranten aus dem Deutschen Reich gewesen sein. Bei den übrigen handelte es sich um – meist jüdische – Flüchtlinge aus Polen, Ungarn, Jugoslawien und anderen Ländern, die vorher Zuflucht in Frankreich gefunden hatten. Ein beträchtliches Kontingent stellten Franzosen, die sich der Einberufung in den deutschen Arbeitsdienst entziehen und der Résistance anschließen oder in die von Charles de

Gaulle geführten *Forces Françaises Libres* in Nordafrika eintreten wollten. Hinzu kamen abgeschossene britische und amerikanische Flieger, die sich durch Frankreich nach Spanien und Portugal durchschlugen, um sich von dort aus wieder bei ihren Truppenteilen zu melden.

Den Endpunkt dieses Fluchtweges über die Pyrenäen bildete Lissabon. Zwar bemühten sich manche auch um Schiffspassagen von Spanien aus nach Übersee. Es gab aber nur drei spanische Schiffe, mit denen man von Sevilla oder Cádiz aus den Atlantik überqueren konnte, und nachdem eines von ihnen versehentlich von einem britischen U-Boot versenkt worden war, verringerte sich der Schiffsraum noch weiter. Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg entfielen italienische und griechische Schiffe, und 1940 fuhren auch die letzten amerikanischen Dampfer, so daß außer den zwei verbliebenen

spanischen, einem argentinischen und einem chilenischen Schiff ab 1940/41 nur noch portugiesische Schiffe von Lissabon in Richtung *Neue Welt* ablegten. Und wegen der begrenzten Kapazitäten und der Weigerung nord- und lateinamerikanischer Staaten, größere Flüchtlingskontingente aufzunehmen, blieben viele Flüchtlinge unfreiwillig in der portugiesischen Hauptstadt oder im Umland hängen und sorgten dafür, daß sie wider Willen für einige Jahre die europäische Flüchtlingsmetropole wurde.

Dabei war Portugal vor dem Kriegsbeginn keineswegs ein bevorzugtes Ziel land deutschsprachiger Emigranten gewesen. Wegen der diktatorischen Verhältnisse unter António Salazar war es für politisch Verfolgte als Refugium ungeeignet, und wegen seiner Armut und wirtschaftlichen Rückständigkeit bot es Fremden grundsätzlich keine günstigen Aufnahmebedingungen. Wer konnte, emigrierte nach Frankreich, in die Tschechoslowakei, in die Niederlande, nach Skandinavien, gegen Ende der 30er Jahre in die USA oder nach Lateinamerika. Bis 1938 dürften es allenfalls 600 deutsche Flüchtlinge gewesen sein, die sich überwiegend in Lissabon, aber auch in Porto, Coimbra und auf Madeira niederließen. Einreise und Aufenthaltsgenehmigung wurden unbürokratisch gehandhabt. Zwar verbot das Arbeitsrecht einem Ausländer jede Betätigung, mit der er einem Einheimischen Arbeit hätte wegnehmen können, aber als Unternehmer waren Fremde willkommen. Mehrere Arztpraxen, Geschäfte und kleinere Fabriken erinnern heute noch an diese erste Einwanderungswelle. Politisch war Wohlverhalten ratsam, denn die Begegnung mit der allmächtigen Geheimpolizei PVDE, der späteren PIDE, konnte recht unangenehm sein. Aber bei den meisten Emigranten handelte es sich ohnehin überwiegend um unpolitische Flüchtlinge, die wegen ihrer »nicht-arischen« Abstammung ihre Heimat verlassen müssen.

1938 schwollen die Flüchtlingsströme an. Die Annexion Österreichs und des Sudetenlandes entwurzelten weitere Personenkreise, gleichzeitig führten die mei-

sten Länder Europas und der westlichen Welt Restriktionen ein. Auch Portugal gehörte zu ihnen. Die Einreiseerlaubnis wurde seltener erteilt oder nur für einen Transit in ein anderes Land, für das man ein Visum sowie eine Schiffspassage vorsehen konnte. Es häuften sich illegale Grenzübertritte nach Portugal und, sofern die Polizei sie entdeckte, Verhaftungen und Internierungen. Je bedrohlicher die Lage in Europa wurde, desto rigoroser griffen auch die portugiesischen Behörden durch. Nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 erreichte der Andrang von Flüchtlingen seinen Höhepunkt, dementsprechend kulminierte auch die Abwehr des portugiesischen Staates. Als die deutschen Stellen einen ganzen Eisenbahnzug mit luxemburgischen Juden plombiert durch Spanien nach Portugal schickten, verweigerte Lissabon die Einreise. Portugal erklärte sich bereit, den Flüchtlingen Transitvisa auszustellen, wenn ein anderes Land sich zu ihrer Aufnahme bereit fände. Die luxemburgische Exilregierung in London bat darauf inständig die britische Regierung, ihre Bürger wenigstens vorübergehend in einer der Kolonien unterzubringen. Aber da Großbritannien hart blieb, reagierte auch Portugal hart und schickte den ganzen Zug nach Frankreich zurück. Einigen der Passagiere gelang es zwar, sich den Kontrollen zu entziehen und in Portugal selbst, in Spanien und Frankreich Unterschlupf zu finden. Die meisten aber wurden erneut interniert und später in Treblinka ermordet.

In dieser Zeit ereignete es sich aber auch, daß noch vor dem deutsch-französischen Waffenstillstand der portugiesische Konsul von Bordeaux, Aristides de Sousa Mendes, die von seinem Außenministerium verhängte Einreisesperre ignorierte und eigenmächtig Visa für Portugal ausstellte, durch die Tausende von Menschen gerettet wurden. Als seine Regierung dies bemerkte, berief sie Sousa Mendes sofort ab, entließ ihn und verhängte eine harte Strafe über ihn. Er fand nie wieder eine Anstellung in Portugal und lebte später von einer kleinen Rente, die ihm die jüdische Gemeinde von Lissabon auszahlte. Es mußten mehr als fünfzig

Jahre verstreichen, bis Portugal seinen großherzigen Konsul posthum rehabilitierte und Staatspräsident Mário Soares den Toten mit einem Orden auszeichnete.

Um aus dem nicht besetzten Teil Frankreichs nach Portugal zu gelangen, benötigte man ein französisches Ausreisevisum und ein spanisches Transitvisum. Dieses gab es nur, wenn man ein portugiesisches Transitvisum vorlegen konnte, und dieses wiederum, wenn man das Einreisevisum eines überseeischen Ziellandes sowie die erforderlichen Schiffstickets von Lissabon nach Übersee vorweisen konnte. Flüchtlinge standen daher in Frankreich vor der Sisypheus-Aufgabe, alle diese Dokumente zu erwerben, wobei es nicht selten geschah, daß die ersten bereits abgelaufen waren, bevor man die letzten erhielt. Anna Seghers hat diese Situation in ihrem Roman *Transit* beschrieben. Sicherlich gelang es einigen, illegal über die Pyrenäen nach Spanien zu gelangen, dieses Land unbemerkt zu durchqueren und ebenso illegal in Portugal einzureisen. Aber die Gefahr, bei Kontrollen ertappt zu werden, war groß, und der Aufenthalt in dem für solche Personen eingerichteten spanischen Internierungslager Miranda de Ebro oder in einem portugiesischen Gefängnis war nicht angenehm, – mochte er auch gegenüber einem deutschen Vernichtungslager das geringere Übel darstellen.

Heimatgefühle für Lissabon

In der Zeit zwischen dem Sommer 1940 und den ersten Monaten des Jahres 1941 erreichte der Andrang der Flüchtlinge in Portugal seinen Höhepunkt. Und da die Kapazitäten der transatlantischen Schifffahrtsgesellschaften sich verringert hatten, entstand ein »Stau« in Portugal, der nicht mehr abfließen konnte. Bis Februar 1941 dürften etwa 40.000 Flüchtlinge in Portugal eingereist sein. Zeitweilig hielten sich allein in Lissabon etwa 20.000 Emigranten auf, so daß die Regierung dazu überging, die Fremden über das Land zu verteilen. Und da die Einreisevisa mancher Zielländer und damit auch die portugiesischen Transitvisa wegen der

Wartezeiten inzwischen verfallen waren, führte die Regierung eine Art Zwangsaufenthalt, die *residencia fixa*, für solche Personen ein, die nicht weiterreisen konnten. Hierbei handelte es sich nicht um eine Internierung, sondern um einen Aufenthalt in einem zugewiesenen Ort, den man nicht ohne polizeiliche Genehmigung verlassen durfte. In der Regel handelte es sich um Kur- und Ferienorte, in denen der Tourismus wegen des Krieges ausgeblieben war: Figueira da Foz, Curia, Ericeira und Caldas da Rainha. Das Gros der Flüchtlinge verließ jedoch Europa nach einer Wartezeit von Tagen, Wochen oder auch Monaten an Bord eines der Schiffe der COMPANHIA NACIONAL DE NAVEGAÇÃO, von denen die *Serpa Pinto*, die *Nyassa*, die *Mouzinho* oder die *São Tomé* als Symbole der Hoffnung und der Rettung Eingang in die Literatur gefunden haben.

Angesichts der Abgründe, die die Flüchtlinge jenseits der Pyrenäen hinter sich gelassen hatten, empfanden die meisten von ihnen Portugal als Land des Friedens und Lissabon als heitere Lichterstadt. Es gab keine nächtlichen Sperrstunden und Verdunkelungen wie in den meisten europäischen Ländern, keine zerstörten Städte wie in dem vom Bürgerkrieg heimgesuchten Spanien. Zwar sah man Bettler, aber es herrschte keine Hungersnot. Und selbst das diktatorische Regime Salazars, der sich in seiner Bescheidenheit wohlthuend von Hitler, Mussolini oder Franco unterschied, fand freundliche Urteile. Der linke christliche Pazifist und Hitler-Gegner Friedrich Wilhelm Foerster war persönlich von Salazar nach Portugal eingeladen worden; der KPD-nahe Schriftsteller Balder Olden verglich den Regierungschef mit Marc Aurel, dem Philosophen auf dem römischen Kaiserthron, und auch Erich Ollenhauer, der sich vor seinem endgültigen Exil in Großbritannien längere Zeit in Lissabon aufgehalten hatte, entwickelte so etwas wie Heimatgefühle für Lissabon, wie er brieflich bekannte.

Dabei zeigte der Aufenthalt in Portugal auch Schattenseiten. Die Geheimpolizei überwachte auch die Fremden und zwang unter Druck auch Emigranten zu Spitzel-

diensten gegen ihre Schicksalsgenossen. Besonders scharf beobachtete sie bestimmte Kaffeehäuser, in denen sie politische Treffpunkte vermutete, so etwa das berühmte *Brasileira* im Lissaboner Viertel *Chiado*. Allerdings ist nur ein einziger Fall politischer Inhaftierung eines Emigranten bekannt, eines Kommunisten, der in dem Lager Tarafal auf den Kapverdischen Inseln interniert wurde. Wohl aber gab es Sympathisanten des Dritten Reiches innerhalb der Geheimpolizei, deren Hauptmann Paulo Cumano in Berlin vom Reichssicherheitshauptamt ausgebildet und wohl auch angeworben worden war und SD und GESTAPO mit zweckdienlichen Informationen aus der Emigrantenszene versorgte.

Wie weit der »lange Arm des Dritten Reiches« reichte, zeigte der Fall des linken Journalisten Berthold Jacob. Schon einmal war er 1935 von der Gestapo aus Basel entführt, aber nach massiven Protesten der Schweizer Regierung wieder entlassen worden. Auf seiner Flucht durch Spanien 1941 war er verhaftet worden, da man ihm, der kein Spanisch sprach, den gefälschten peruanischen Paß nicht glaubte. Nach Intervention einer amerikanischen Hilfsorganisation wurde er wieder entlassen und illegal

nach Portugal gebracht. Statt sich aber dort unauffällig zu verhalten, führte er lautstarke Diskussionen in den von anderen Emigranten besuchten Lokalen. Als er am 25. September 1941 ein Kaffeehaus am Lissabonner Zentralplatz *Rossio* verließ, wurde er in ein Auto gezwängt und – wie wir heute wissen – über Madrid nach Berlin gebracht. Er starb 1944 in Berlin. Diese Aktion kann nur mit Hilfe des portugiesischen und spanischen Geheimdienstes durchgeführt worden sein.

Auch Otto Strasser, Führer der dissidenten Nazi-Opposition *Schwarze Front*, wurde verhaftet und wäre wahrscheinlich den Deutschen ausgeliefert worden, hätte nicht in einem langen Gerangel der pro-britische Flügel der portugiesischen Geheimpolizei über den pro-deutschen obsiegt. Ähnlich erging es Otto John, damals Syndikus der LUFTHANSA und nach dem Kriege Präsident des bundesdeutschen Verfassungsschutzes, der sich wegen seiner Mitwisserschaft an den Umsturzplänen vom 20. Juli 1944 nach Portugal abgesetzt hatte. Nur durch britische Intervention beim portugiesischen Geheimdienst konnte seine Auslieferung verhindert werden. Aber diese spektakulären Fälle blieben Ausnahmen. Das Interesse von SD und Abwehr in Portugal konzentrierte

Viele Wege führen nach Lissabon

Foto: Gudrun Petersen/JOKER



sich auf militärische Fragen, allenfalls auf einzelne politisch wichtige Persönlichkeiten, so daß die Mehrheit der meist unpolitischen jüdischen Emigranten vor Entführung und Auslieferung sicher war. Eine Anfrage Adolf Eichmanns an die deutsche Gesandtschaft in Lissabon, ob man den Exodus von Juden nach Übersee nicht verhindern könne, hatte aufgrund der geographischen Gegebenheiten und der Kriegslage hypothetischen Charakter.

Manche Emigranten wurden zwar gelegentlich von einer verständlichen Verfolgungspsychose befallen und von Ängsten geplagt, Hitler könnte durch Spanien nach Portugal vorstoßen, nur um ausgerechnet sie festzunehmen. Im Alltag wurden sie jedoch mit anderen Sorgen konfrontiert. Probleme der Weiterwanderung und der dazu erforderlichen Papiere sowie Fragen von Wohnung, Verpflegung und nicht zuletzt Geldnöte standen im Vordergrund. Bereits in den 30er Jahren hatte die kleine jüdische Gemeinde von Lissabon ein Hilfskomitee, die *Comissão de assistência aos refugiados judeus*, gebildet, die – mit amerikanischer Unterstützung – in der Travessa do Noronha eine Speiseküche für etwa 250 mittellose Emigranten einrichtete. In Lissabon hatten während des Krieges auch die amerikanischen Hilfsorganisationen ihren Sitz, so die beiden jüdischen Verbände AMERICAN JEWISH JOINT DISTRIBUTION COMMITTEE und HICEM sowie die christlichen bzw. humanitären Komitees der Quäker und Unitarier. Aus ihren Mitteln bestritten die in *residência fixa* lebenden Emigranten ihren Lebensunterhalt. Die Organisationen besorgten Dokumente für die Weiterreise und Schiffspassagen.

Die Aufenthaltsdauer der Emigranten in Portugal konnte sehr unterschiedlich sein. Manche, die über Geld und Beziehungen verfügten, reisten bereits nach einer Woche weiter, andere warteten Wochen oder Monate. Und manche, die kein Zielland fanden, das sie aufnehmen wollten, zogen erst nach dem Kriege ab – oder blieben ganz in Portugal. Es ist erstaunlich, mit welcher Offenheit und Toleranz die Portugiesen die Präsenz der Fremden duldeten, wobei allerdings auch gesagt

werden muß, daß das Land von den Emigranten profitierte. Hotelwirte, Restaurants, Taxifahrer, Schiffsagenturen und Reedereien lebten von ihnen. Dennoch hätte eine so massive Anwesenheit auch zu Reibungsflächen führen können. Zwar mag hier die allgegenwärtige Geheimpolizei manchen Konfliktherd rechtzeitig beseitigt haben, aber sicher war die Aufgeschlossenheit der Bevölkerung der entscheidende Faktor und die gänzliche Abwesenheit von Antisemitismus, sofern man bestimmte politische Kreise ausnimmt. In einem Land mit Pressezensur dürfte der Kenntnisstand über die Hintergründe der Massenemigration sehr gering gewesen sein, aber jeder Portugiese sah, daß es sich bei den Flüchtlingen um Menschen in Not handelte. Anzeichen spontaner Hilfsbereitschaft werden in vielen Memoiren und Erlebnisberichten überliefert.

Unter den deutschen und österreichischen Emigranten, die über Lissabon nach Großbritannien oder in die *Neue Welt* flüchteten, finden sich einige politische Namen: Erich Ollenhauer und Otto von Habsburg, der Paneuropapolitiker, Richard Graf Coudenhove-Kalergi und der spätere SED-Kulturpolitiker Alexander Abusch, Otto Strasser und der spätere Verfassungsschutzpräsident Otto John, die frühere KPD-Vorsitzende Ruth Fischer und der konservative österreichische Exilpolitiker Hans Rott. Auch Schriftsteller kann man in größerer Zahl anführen: Heinrich Mann mit Ehefrau Nelly und Neffen Golo gehören ebenso dazu wie Lion Feuchtwanger und Stefan Zweig, Hans Habe, Franz und Alma Werfel, Annette Kolb, Balder Olden, Alfred Döblin und Friedrich Torberg. Wegen ihres kurzen Aufenthaltes hinterließen die meisten keine Spuren in Portugal. Der österreichische Schriftsteller und Literaturkritiker Franz Blei fuhr von Lissabon aus nach New York, konnte jedoch nicht mehr seine Bibliothek und einen Teil seiner Papiere mitnehmen. Sie liegen heute in der Nationalbibliothek in Lissabon. Erich Maria Remarque hat der portugiesischen Fluchtroute mit seinem Roman *Die Nacht von Lissabon* ein literarisches Denkmal ge-

setzt. Der rheinische Autor Albert Vigoleis Thelen »überwinterte« in Portugal als Gast des portugiesischen Schriftstellers Joaquim Peireira Teixeira de Pascoais, dessen Werke er ins Deutsche übersetzte.

Das letzte Stück der »Alten Welt«

Eine Spurensuche in Portugal und besonders in Lissabon fördert, wenn man intensiver nachforscht, einige interessante Ergebnisse zutage. Gewiß, die während der Kriegszeit stark angewachsene jüdische Gemeinde ist heute wieder stark geschrumpft. Abwanderungs- und Assimilationstendenzen haben sich hier bemerkbar gemacht. Anders als in anderen Emigrationszentren bildeten sich in Lissabon keine typischen Exilstrukturen mit Clubs und Vereinen, Synagogengemeinden und sozialen Einrichtungen, Kulturinstituten und Zeitschriften, wie man sie in Buenos Aires oder Santiago de Chile antreffen kann. Aber einige von Emigranten begründete Arztpraxen sind als Spuren des Exils in Portugal geblieben. In Funchal, der Inselhauptstadt von Madeira, erinnert ein kunsthandwerkliches Museum an Johann (João) Wetzler, der eine Textilfabrik sowie Antiquitätengeschäfte gründete und seine reichhaltige Kunstsammlung der Inselregion vermachte. Mehrere exilierte Wissenschaftler gingen an portugiesische Hochschulen, so der Biochemiker F. Wohlwill und der Chemiker Kurt Jacobsohn, der Vizerektor der Lissaboner Universität wurde.

Auch im Bereich der Kultur hinterließen Emigranten unübersehbare Spuren. Der Maler und Bildhauer Hein Semke war kein eigentlicher Emigrant, sondern war in den 20er Jahren aus gesundheitlichen Gründen nach Lissabon gezogen. Von ihm stammte ein Mahnmal für die Toten des Ersten Weltkrieges im Hof der deutschen Kirche in Lissabon, das wegen seiner pazifistischen Aussage 1933 von Angehörigen der deutschen Gesandtschaft demoliert wurde. Weil man seine expressionistische Kunst in Deutschland als »entartet« eingestuft hätte und wegen der politischen Entwicklung in seiner Heimat blieb er in Portugal. Der Münchener Maler Max Braumann, der sich 1934

in Lissabon niederließ, weil er sich gewei-gert hatte, in seinen Paß ein »J« stempeln zu lassen, schuf ein umfassendes Œuvre, das in zahlreichen portugiesischen Museen und Galerien vertreten ist, so im *Museu da Cidade* und dem *Museu de Arte Contemporânea* in Lissabon sowie in Institutionen in Porto und Caldas da Rainha. Semke und Braumann gehörten jahrzehntelang zur Kunstszene Portugals, und es verbleibt der deutschen Öffentlichkeit, das Schaffen dieser bemerkenswerten Künstler zu entdecken und ihr Andenken zu repatriieren.

Auch in der portugiesischen Literatur hinterließ der Exodus der Verfolgten Spuren. Die aus der Gegend von Osnabrück stammende Schriftstellerin Ilse Losa, geb. Lieblich, ließ sich in Porto nieder. Durch ihre Ehe mit einem einheimischen Architekten Portugiesin geworden, wagte sie den literarischen Sprachwechsel und veröffentlichte seit 1948 in portugiesischer Sprache mehrere Romane und Erzählungen, dazu Übersetzungen neuerer deutscher Literatur ins Portugiesische. Ihre Romane, die inzwischen auch in deutscher Sprache erschienen sind, thematisieren die typischen Probleme der Emigration: Heimatverlust und Entwurzelung, die Suche nach einer neuen Identität und die Brechungen, die sich niemals vollständig heilen lassen. »Man muß eine Heimat haben, um sie nicht zu brauchen«, zitiert Ilse Losa Jean Améry, einen anderen Emigranten, der den Völkermord in einem belgischen Versteck überlebte. Die Schönheit der portugiesischen Küste kann den Verlust des deutschen Waldes nicht ersetzen, schreibt sie, und die Schilderung des südländischen Alltagslebens ist durchwirkt von der Sehnsucht nach der verlorenen Welt ihrer Kindheit.

Und so war Lissabon eben nicht nur ein Hafen der Hoffnung für diejenigen, die dem Inferno entronnen waren, war Portugal nicht allein das rettende Land am Rande Europas, von dem aus die Flucht nach Übersee gelang, sondern in vielen Fällen auch das letzte Stück der *Alten Welt*, mit der die Flüchtlinge ihre eigene Geschichte und ihre enttäuschten Hoffnungen zurückließen.

Der Wunsch nach sprachlicher Integration

Die Schriftstellerin Ilse Losa lebt in Porto. Sie wurde 1913 in Buer (Kreis Osnabrück) als Ilse Liebtlich geboren. 1933 hielt sie sich in Berlin auf, wo sie wegen eines regimiekritischen Briefes, den die Gestapo abgefangen hatte, verhört wurde. Dieses Ereignis führte der jungen Frau aus assimiliertem jüdischen Elternhaus ihre lebensgefährliche Situation krass vor Augen. Anlaß genug, dem Bruder nach Portugal zu folgen. Von Anfang an lebte sie in Porto und lernte dort ihren späteren Mann, den portugiesischen Architekten Arménio Losa, kennen. Ihr Roman »Die Welt in der ich lebte. Die Geschichte der Rose Frankfurter« schildert die Abschiedsszenen in Berlin. Er wurde – in portugiesischer Sprache verfaßt und in Porto 1949 veröffentlicht (»O mundo em que vivi«) – 1990 in deutscher Übersetzung vom Verlag BECK & GLÜCKLER herausgebracht. 1991 erschien der Roman »Sob céus estranos« (Lissabon 1992). 1992 folgte der Erzählband »Tagträume und Erzählungen der Nacht«. 1991 wurde die Schriftstellerin mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Das Gespräch mit Ilse Losa führte Rolf Eigenwald.

NG/FH: Viele Wege der Exilierten führen durch Portugal. Wie kam es dazu, daß Sie in Portugal blieben?

Ilse Losa: Mein Weg führte nicht *durch* Portugal, sondern *nach* Portugal. Mein Onkel Rudolf, seinerzeit ein junger Arzt aus Hamburg, floh schon 1933 in dieses Land, da er wegen seiner »arischen« Freundin in größter Gefahr schwebte. Noch spät in der Nacht, nachdem er von einem Freund informiert worden war, daß man ihn noch am nächsten Tag »abholen« würde, gelang es ihm, zu einem Freund nach Holland zu fliehen. Dieser riet ihm, auf keinen Fall in Holland zu bleiben, und gab ihm das Geld für die Reise nach Porto/Portugal. Warum? Weil er

dort einen vor kurzem aus Deutschland geflüchteten Juden kannte. Nicht lange nachdem Onkel Rudolf in Porto angekommen war, gesellte sich mein Bruder Ernst mit ungefähr 19 Jahren (ein Jahr jünger als ich) hinzu. Beide, Onkel und Neffe, lebten unter großen Schwierigkeiten, so daß der Onkel sein Glück in Uruguay suchte und von dort bald nach Argentinien weiterzog. Knapp ein Jahr später geschah mein entsetzlicher Vorfall mit der GESTAPO. Kaum wußte ich mich gerettet, war mein erster Gedanke: *Porto-Portugal!* Ungefähr ein halbes Jahr nach meiner Ankunft (ganz genau kann ich den Zeitpunkt nicht mehr angeben) kam der Jüngste von uns dreien. Mit Fritz blieb ich in Porto, während Ernst, der Mittlere, nach Italien zog und sich durch Singen auf dem Schiff eine kleine Summe Geld verdiente. Er studierte Musik und hatte zu jener Zeit eine schöne Stimme. 1935 bekam ich dann durch meine Heirat die portugiesische Staatsangehörigkeit.

NG/FH: Empfanden Sie die rasche Integration in die portugiesische Gesellschaft, nachträglich betrachtet, eher als Vorteil oder als Nachteil für Ihre schriftstellerische Entwicklung?

I. L.: Obwohl ich einen portugiesischen Paß hatte, also dem Gesetz nach Portugiesin war, kann ich von einer »raschen Integration« nicht sprechen. Ich bezweifle überhaupt, daß es eine totale Integration in einem Land geben kann, dessen Mentalität und Sprache einem Menschen fremd sind. Man darf außerdem nicht vergessen, wie seltsam die allgemeinen Sitten erschienen. Eine sogenannte *menina educada* ging nicht in ein Café. Cafés waren für Männer, Frauen besuchten höchstens eine *Confeitaria*, eine Konditorei, besonders in kleineren Städten. Mädchen »aus gutem Haus« trugen auf der Straße einen Hut und gingen niemals ohne Strümpfe. Die Frauen aus dem Volk dagegen trugen ein Tuch oder einen Schal auf dem Kopf oder um die Schultern und

konnten, wenn sie wollten, ohne Strümpfe und sogar barfuß gehen. Man könnte eine lange Abhandlung über dieses Thema »Sitten und Gebräuche« schreiben. Inzwischen hat sich selbstredend fast alles geändert, und die portugiesische Frau, hauptsächlich die städtische, unterscheidet sich kaum von den übrigen europäischen Frauen. Sie braucht auch keine Genehmigung mehr vom Ehemann oder von den Eltern, um ins Ausland fahren zu können.

Sie werden aus all dem ersehen, daß eine rasche Integration für ein Mädchen, das in London und Berlin gelebt hatte, nicht möglich war. Ich ging damals von vornherein in ein Café, wo mein Bruder Ernst schon seinen Stammtisch hatte. Vielleicht war man zuerst erstaunt, gewöhnte sich aber bald an meine tägliche Gegenwart. Die Runde bestand aus jungen Architekten und Malern. Einer unter ihnen wurde mein Mann. Das Einleben in die portugiesische Gesellschaft war wahrscheinlich weder ein Vorteil

noch ein Nachteil. Sie können das beim Lesen meiner Bücher feststellen. *Die Welt in der ich lebte* spielt in Deutschland, *Fluß ohne Brücke* in Deutschland und England, *Unter fremden Himmeln* in Portugal, aber hier in der Hauptsache als Flüchtlingsproblem. Die vielen Erzählungen (es sind im Portugiesischen an die 40) weisen in manchem eine gewisse Integration auf. Diese hängt im übrigen nicht nur von dem Ausländer, sondern auch von dem Inländer ab, der in uns Eingewanderten immer den »Anderen« sieht, auch wenn er noch so befreundet mit ihm ist. Würden Sie zum Beispiel in einem Türken, der schon lange in Deutschland lebt und sogar in deutscher Sprache Bücher schreibt, jemals einen Deutschen sehen?

NG/FH: Hatten Sie Kontakt zu anderen deutschsprachigen Exilierten in Porto oder in Lissabon?

I. L.: Ich kannte fast alle deutschsprechenden Exilierten in Porto. Es gab aber



Ilse Losa 1933 in Porto

Foto: Verlag Beck & Glücker

auch eine Menge alteingesessene Deutsche hier, mit denen wir Flüchtlinge nicht in Kontakt kamen und es auch nicht wollten. In Lissabon hatte ich Kontakt mit dem deutschen Bildhauer Hein Semke. Er war kein Jude, aber ein fanatischer Antinazi. Er lebte in Lissabon. Von den Berühmtheiten wie Anna Seghers, Alfred Döblin, Stefan Zweig kam keiner nach Porto. Sie hielten sich sehr kurze Zeit in Lissabon auf.

NG/FH: Sie betätigten sich als Übersetzerin, also als Mittlerin, in beide Richtungen. Wie kam es dazu, daß Sie deutsche bzw. deutschsprachige Autoren ins Portugiesische übersetzten? Arbeiten Sie gegenwärtig noch an Übersetzungen?

I. L.: Ich arbeitete ein paar Jahre lang als Übersetzerin, gab diese Tätigkeit dann aber auf. Nicht nur, weil sie miserabel bezahlt wurde, sondern weil ich keine starke Zuneigung zu ihr hatte. Ich übersetzte unter Mitarbeit portugiesischer

Schriftstellerkollegen u. a. von Brecht *Mutter Courage, Der kaukasische Kreidekreis*, von Thomas Mann die Erzählung *Schwere Stunde*, von Anna Seghers einen Band Erzählungen; das *Tagebuch der Anne Frank*, zu dem ich ein ausführliches Vorwort schrieb; für die Zeitschrift HUMBOLDT je eine Erzählung von Ingeborg Bachmann und Wolf Biermann und so einiges mehr. Der Umfang meiner Übersetzertätigkeit war nicht sehr groß. Sie fragen aber, wie es dazu kam, daß ich deutschsprachige Autoren ins Portugiesische übersetzte. Soweit ich mich erinnern kann, forderten mich die Verlage auf. Die portugiesischen Verlage. Es gab damals nicht viele Portugiesen, die deutsch sprachen und lasen.

NG/FH: Als Übersetzerin eigener Werke haben Sie sich kaum betätigt. Warum haben Sie diese Scheu?

I. L.: Als es einmal nicht glückte, kam diese – wie Sie sagen – Scheu auf. Durch Dieter Offenhäufer, der noch im Verlag GLÜCKLER & BECK arbeitete, erhielt ich großen Ansporn. Leider habe ich nicht alles, was ich schrieb, selbst übersetzt, was mir heute leid tut. Aber nun ist es zu spät. Ich bin überhaupt zu der Einsicht gekommen, daß ich von Anfang an alle meine Bücher auf deutsch hätte schreiben sollen. Meine wöchentlichen und monatlichen Chroniken und Artikel, die ich lange Jahre für verschiedene portugiesische Zeitungen und Zeitschriften schrieb, mußte ich natürlich in der Sprache, die ich durchgehend sprach und auch las, schreiben. Hinzu kam meine regelmäßige Korrespondenz mit portugiesischen Freunden und Kollegen, die nicht in Porto wohnten. Da mein Mann kein Deutsch sprach, war das Portugiesische auch unsere Familiensprache. Meine zweite Tochter studierte später Germanistik, spricht einigermaßen gut deutsch, wandte sich aber in der Hauptsache dem Englischen zu.

Wenn man einerseits sagen kann, daß ich von Anfang an alles verkehrt gemacht habe, indem ich das Portugiesische für die literarische Tätigkeit dem Deutschen vorzog, so muß man andererseits bedenken, daß ich den Wunsch hegte, hier da-

zuzugehören und nicht bei allen Gelegenheiten Ausländerin sein zu müssen. Man könnte lange über dieses Thema sprechen. Gehört man jemals ganz dazu? Gehört man nach so vielen Jahren noch irgendwie zu seinem einstigen Land? Und noch eine schwerwiegendere Frage: Würde man in Deutschland überhaupt als Deutsche oder als Jüdin angesehen?

Dieser Wunsch nach sprachlicher Integration hängt wohl mit einem gewissen Minderwertigkeitskomplex zusammen. Ich hätte einen deutschen sprachbegabten Freund gebraucht, der mir die Texte durchgelesen und sie beurteilt hätte. Durch das ewige Hin und Her glaubte ich, die Sicherheit verloren zu haben.

NG/FH: Ihre Werke sind durch eigene Erlebnisse stark geprägt. Gleichwohl ist Ihnen der Fiktivitätsvorbehalt sehr wichtig. Weshalb beharren Sie so nachhaltig darauf, den fiktiven Charakter Ihrer Erzählwerke gewahrt zu wissen?

I. L.: Meine Romane und Erzählungen sind unbedingt durch eigene Erlebnisse geprägt. Trotzdem wehrte ich mich dagegen, daß man *Die Welt* stets als totale Autobiographie und *Unter fremden Himmeln* als die Fortsetzung beurteilte. Der Teil der ersten Kindheit bei den Großeltern, Figuren wie die des Vaters, Pauls, des Lehrers Heim, teilweise die Großeltern mütterlicherseits und ganz und gar das Verhör auf der GESTAPO entsprechen meinen eigenen Erlebnissen. Doch sind beispielsweise Marie und Franz erfundene Figuren. Ich könnte sie aber als starkes Erlebnis bezeichnen, da sie Wunschfiguren sind, und was man sich als Kind tief wünscht, gehört gänzlich zu einem.

Ein anderer Grund, weshalb ich mich dagegen gewehrt habe, den Roman *Die Welt* als Autobiographie auszugeben: Meine Mutter hatte sechs Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern. Im Roman hat sie nur eine Schwester, die aber mit den wirklichen kaum Ähnlichkeit hat. Solche und ähnliche Tatsachen könnte ich noch mehr aufzählen. Doch der Hauptgrund meines Zweifels, ob der Roman als gänzlich autobiographisch angesehen werden kann, ist ein anderer. Ich

ging mit 17 Jahren nach London, wo ich ungefähr ein Jahr lang versuchte, mein Schulenglisch zu vervollständigen. Da aber nach dem Tod meines Vaters kein Geld vorhanden war für ein regelrechtes Studium, nahm ich nacheinander zwei Au-pair-Stellungen an; in der ersten betreute ich zwei sehr kleine Kinder, in der zweiten half ich im Haushalt und erzählte Abend für Abend den zwei jüngsten der fünf Kinder Bettgeschichten und war danach noch drei Monate Mieterin bei einer bescheidenen Familie in Ealing.

Meine damaligen Londoner Erlebnisse verwertete ich in meinem Roman *Fluß ohne Brücke*, der nicht ins Deutsche übertragen wurde. Die Hauptfigur ist ein christliches junges Mädchen aus ärmlicher Herkunft, das versucht, da es durch die große Arbeitslosigkeit in Deutschland keine Arbeit findet, in England eine Stellung zu finden. Ihre erste ist bei einer jüdischen Familie. Die Figuren, die auftreten, stammen gewiß aus meinen Erlebnissen, nicht aber die der zweiten Familie, in der das junge Mädchen sein Leben verbessern möchte. Was sie dort kennenlernt, ist reine Fiktion. Oder – und

da bin ich mir nicht sicher – gibt es gar keine Fiktion, so wie es auch keine reine Autobiographie gibt?

NG/FH: Der Eindruck, er komme einer versteckten Autobiographie gleich, bezieht sich besonders auch auf den Roman *Unter fremden Himmeln*. Können Sie dies bestätigen?

I. L.: Was diesen Roman betrifft, so kann man ihn wohl kaum autobiographisch nennen. Ich kam Anfang 1934 hier an, lernte gleich in diesem Jahr meinen Mann kennen und war im August '35 bereits mit ihm verheiratet. Obgleich er als junger Architekt wenig Geld verdiente, und ich einigen Privatschülern deutschen Unterricht erteilte, konnten wir uns eine bescheidene Etagenwohnung leisten, in der eine Zeitlang auch mein jüngerer Bruder wohnte. Das hatte zur Folge, daß viele von den Flüchtlingen, die noch in oft sehr primitiven Pensionen »hausten«, zu uns kamen. Sie erzählten natürlich von ihren Erlebnissen und davon, wie sie auf diese oder jene Art versuchten, Geld zu verdienen. Selbstverständlich mischen sich eigene Erfahrungen unter die der anderen Flüchtlinge.

Ilse Losas Exil in Porto: »Man muß eine Heimat haben, um sie nicht zu brauchen«

Foto: dpa



Ein portugiesischer Literaturkritiker meinte seinerzeit, die Stadt Porto der 40er und 50er Jahre sei noch nie so gut und aufrichtig wiedergegeben. Über diesen Roman ist viel geschrieben und gesprochen worden. Es gab Leser, die sich in ihrem Lokalpatriotismus beleidigt fühlten und mich als »ausländisch überheblich« bezeichneten. Das hat sich aber vollkommen gelegt, seitdem sich so vieles geändert hat hier im Land. Und jetzt höre ich manch einen sagen: »Ja, so war es in den Jahren Salazars.«

NG/FH: *Die Welt in der ich lebte* zählt in Portugal zu den Schullektüren. Seit wann ist das der Fall? Haben Sie Kontakt zu Ihren jugendlichen Lesern?

I. L.: Seit 1992 wird das Buch in den Schulen gelesen. Ich habe schon seit vielen Jahren Kontakt zu den jugendlichen Lesern. Bis vor kurzer Zeit habe ich, auf Einladung der Lehrer oder der Jugendlichen selbst, viele Schulen besucht und lange Gespräche geführt mit oft 40 Schülern. Dann habe ich diese Art Kontakt aufgegeben, weil ich mit meiner Gesundheit nicht mehr auf der Höhe bin. Jetzt kommen kleinere Gruppen zu mir ins Haus, fünf oder sechs Jungen und Mädchen. Sie nehmen unser Gespräch auf und geben es dann den Mitschülern weiter.

NG/FH: In Deutschland wurden Ihre Erzählwerke erst relativ spät bekannt. Wie kam es zu den Verzögerungen? Wie wurden die Texte dann in Deutschland aufgenommen?

I. L.: Man hat sich sehr lange um Exilliteratur in Deutschland kaum gekümmert. Dieter Offenhäuser, der bei BECK & GLÜCKLER Lektor war und perfekt portugiesisch spricht, wurde schließlich auf meine Bücher aufmerksam. Wie die Bücher aufgenommen wurden? Eigentlich nicht schlecht. Es kamen schon Journalisten zu mir, um Interviews zu machen. Drei Studentinnen schreiben im Augenblick ihr »Mestrado« über die Bücher. Peter Hamm drehte für den Südwestfunk den Fernsehfilm *Wo haben Sie Ihre blonden Haare gestohlen?* Haben Sie den Film gesehen? Er lief in Deutschland vor einigen Jahren; ich weiß es nicht mehr genau.

NG/FH: Die bekannte portugiesische Kinderbuch-Autorin Ilse Losa ist in Deutschland völlig unbekannt. Wie läßt sich das erklären?

I. L.: Curt Meyer-Clason nahm sich vor einiger Zeit als erster dieser Bücher an. Bisher gelang es ihm aber nicht, sie unterzubringen. Portugiesische Kinderbücher werden wohl kaum in Deutschland angenommen.

NG/FH: Eine Rückkehr aus dem Salazar-Portugal in das bundesrepublikanische Deutschland haben Sie nie erwogen?

I. L.: Nein. Als der Krieg zu Ende war, hatte ich schon zwei Kinder, also eine richtige portugiesische Familie. Wozu mit Mann und Kindern nach Deutschland?

NG/FH: Was bedeutete es für die schriftstellerische Praxis, zu Zeiten Salazars zu schreiben?

I. L.: Wir hatten hier eine strenge Zensur. Besonders rigoros wurden Zeitungsartikel und Chroniken geprüft. Auf der ersten Seite der Zeitungen und Zeitschriften wurden sogar die Leser darauf aufmerksam gemacht: »Von der Zensur geprüft«, was natürlich lächerlich wirkte und den Leser von vornherein gegen alles, was er da mitgeteilt bekam, mißtrauisch machte. Mit den Büchern ging man auf eine ebenso sonderbare Art um. Man prüfte sie erst, nachdem sie bereits gedruckt waren und meistens auch schon in den Läden zum Verkauf auslagen. Die Zensoren sahen sie sich an, überlasen einen kleinen Teil und sprachen ihr Urteil aus. Oft genügte schon der Name des Autors – portugiesisch oder ausländisch –, um ein Buch zu verbieten. Das war dann für den Verleger ein großer Verlust, weswegen mancher Autor sich von vornherein gezwungen sah, Selbstkritik zu üben. Immerhin kamen manche guten Bücher durch, denn die Zensoren waren nicht immer sehr kompetent.

NG/FH: Was ist im Rückblick Ihre Einschätzung des Salazar-Regimes?

I. L.: Insgesamt war das Salazar-Regime so übel, weil es nicht nur so enorm viele Arme, sondern auch 50 Prozent Analphabeten zugelassen hatte. Man munkelte, Salazars Motto sei: »Je mehr Dumme im Volk, um so besser läßt's sich regieren.

IV. Literarisches

EBERHARD GEISLER

»Ich bin nach Lissabon gelangt, aber zu keiner Schlußfolgerung«

Das Werk Fernando Pessoa's

Wir kennen drei höhere soziale Tätigkeitsfelder – Politik, Religion und Kunst. In jedem dieser Zweige höherer gesellschaftlicher Tätigkeit trachtet man danach, für sich einzunehmen oder zu unterwerfen.« Diese Sätze stammen von Alvaro de Campos, einem fiktiven Heteronym des portugiesischen Dichters Fernando Pessoa (1888–1935), der die von ihm ersonnene Figur in einer poetologischen Skizze den Versuch unternimmt, eine neue nach-aristotelische Ästhetik zu begründen. Kunst soll nicht mehr vom Begriff des Schönen, sondern vom Leitgedanken der Kraft ausgehen. In diesem Zusammenhang wird der Dichter als zentripetale Instanz dargestellt; er trachtet danach, seine Kräfte zu bündeln und einen Mittelpunkt einzunehmen, von dem aus er sich das Publikum unterwerfen kann. Seine Stellung im Mittelpunkt verdankt er dabei einer Vitalität, die als eine sich immer weiter steigernde Vitalität begriffen werden muß, denn »zum Begriff des Lebens paßt kein anderer Wertbegriff als der der Intensität, also eines Stärkegrades an Leben«. Auch wenn es Kräfte gibt, die die Einheit des wesentlich aus Sensibilität bestehenden dichterischen Ichs bedrohen, so vermag dieses sich durch Assimilation als Form der Selbststeigerung zu behaupten: »Auf diese auflösenden Tendenzen reagiert die Sensibilität, um zur Kohäsion zu gelangen, und, wie alles *Leben*, reagiert sie mit einer besonderen Art der Kohäsion, nämlich der Assimilation, also indem sie die Elemente der fremden Kräfte zu eigenen Elementen, zu *eigener* Substanz umformt«.

De Campos' poetologische Skizze ist darum interessant zu zitieren, weil Pessoa's Werk in krassem Gegensatz zu den dort formulierten Vorstellungen steht. Vor dem Hintergrund der verschiedenen Heteronyme, in die es zerfällt, kann kein Einzeltext mehr in der Position des

Zentrums gelesen werden; alle Texte – und wohl auch jene, die Pessoa »selbst« unterzeichnet hat – sind vielmehr peripher. Die Zentrifugalität dieses Werks bewirkt, daß alle Texte eine unsichtbare, gleichwohl mitzulesende Durchstreichung aufweisen, die ihren Ausschließlichkeits- und Wahrheitsanspruch negiert. Derselbe Alvaro de Campos, der den zitierten poetologischen Text schreibt, kann sich darum an anderer Stelle – innerhalb des ihm zugeschriebenen lyrischen Werks – zu jenem Projekt der Dezentrierung bekennen, als welches das Gesamtwerk Pessoa's zu begreifen ist: »In jedem Winkel meiner Seele raucht ein Altar für einen anderen Gott.«

Daß das Ich ein Anderer ist, daß es sich als Selbstgespräch und damit als immer schon gespaltenes konstituiert, daß es als bloße Position des Gleichgewichts fungiert und eine Vielzahl von Ichs gleichsam in Schach hält – dies ist nach Rimbaud, Valéry und Michaux nicht neu. Erst Pessoa zieht aber die Konsequenz und ersinnt eine Reihe von Dichterfiguren, denen er unterschiedliche Persönlichkeiten und Werke zuschreibt (ein Vorläufer ist allerdings zu nennen: Valéry Larbaud mit seinen *Œuvres complètes de A.O. Barnabooth* aus dem Jahr 1913). Im folgenden seien nur die wichtigsten dieser Heteronyme genannt.

In einem berühmten Brief hat Pessoa von einem bestimmten Tag seines Lebens berichtet, der ihm als größter Triumph seiner Inspiration erschien. Am 8. März 1914 gelang es ihm demzufolge, über 30 Gedichte niederzuschreiben und diese einem gleichzeitig erfundenen Heteronym zuzuordnen: Alberto Caeiro (Georg Rudolf Lind, der deutsche Pessoa-Übersetzer, zweifelt die genannte Zahl allerdings an und schreibt sie dem Hang des Dichters zur Selbststilisierung zu). Zugleich hatte

er den Impuls, dem »Lehrer« Caeiro »Schüler« zuzuordnen: Alvaro de Campos sowie Ricardo Reis, von dem zu diesem Zeitpunkt schon einige Gedichte vorlagen. Im selben Brief führt Pessoa aus, wie er seine drei Figuren vor seinem geistigen Auge Gestalt gewinnen sieht und ihnen Lebensdaten, Äußeres sowie unterschiedliche Bildung zuweist. Caeiro ist ohne Bildung und Beruf und bringt die meiste Zeit auf dem Land zu; de Campos ist ein in Glasgow ausgebildeter Schiffsingenieur, der ohne Berufsausübung in Lissabon lebt; Reis ist Jesuitenschüler und Arzt, der als Monarchist nach Brasilien exilierte.

Caeiros Hauptwerk ist der Band *Der Hüter der Herden*. Angeregt durch den freien, prosanahen Vers von Walt Whitman und die bukolische Dichtung von Francis Jammes läßt Pessoa sein Heteronym eine naturhafte, zugleich reflexionsferne Dichtung entwickeln. Die vielleicht beste Charakterisierung Caeiros gibt sein Schüler Ricardo Reis: »Mit Hilfe einer übermenschlichen Intuition, mit der man Religionen begründen könnte, ohne daß ihr die Bezeichnung einer religiösen Sinneswahrnehmung zustünde, hat dieser Mann die Welt beschrieben, ohne über sie nachzudenken, und einen Begriff des Weltalls geschaffen, der keine Auslegung enthält«. Und weiter spricht er von ihm als dem großen »Befreier, der uns mit seinem Gesang an das lichterfüllte Nichts zurückgab, das wir sind«. Um diese neue Intensität der Wahrnehmung zu erreichen, muß sich das Gedicht von der Tradition weltanschaulichen Schreibens, d.h. von einem Denken in Ganzheiten befreien; an die Stelle des Denkens der Natur als Ganzes tritt die Wahrnehmung einzelner natürlicher Phänomene:

*Ich sah: die Natur gibt es nicht,
die Natur ist gar nicht vorhanden,
es gibt Berge und Täler und Ebenen,
es gibt Bäume und Blumen und Gräser,
es gibt Flüsse und Steine,
aber es gibt kein Ganzes,
zu dem dies alles gehören würde,
eine wirkliche, wahre Gesamtheit
ist eine Krankheit unsrer Gedanken.*

*Die Natur ist Teile ohne ein Ganzes.
Dies ist das sogenannte Geheimnis,
von dem sie reden.*

Hier scheint Heideggers Infragestellung des abendländischen Denkens nicht fern, das der Philosoph als Suche nach Weltbildern bzw. nach der Vorstellung von Ganzheiten begriff und gerade dadurch in Seinsvergessenheit geraten sah. Der Unterschied ist freilich ebenso festzuhalten: während der Philosoph nach dem Ende der Metaphysik noch immer an der Möglichkeit eines sich wandelnden Denkens festhält, tauscht der Dichter das Denken gegen die einfache Wahrnehmung aus. Lyrikgeschichtlich kann man bei Caeiro von einer Kritik der symbolistischen Lyrik sprechen, für die die Dinge transparent werden, um auf anderes, hinter den Dingen Liegendes zu verweisen; Caeiros Lyrik will dagegen die traditionelle Bedeutungserwartung unterlaufen:

*Was du siehst, siehst du immer,
um etwas andres zu sehen.
Ich aber, weil ich nur
zum Sehen Augen habe,
ich sehe das Fehlen jeder Bedeutung
in allen Dingen;
ich sehe das
und liebe mich selbst dafür,
denn Ding sein heißt nichts bedeuten.
Ding sein heißt,
keiner Auslegung fähig zu sein.*

Wie konsequent Caeiros Werk konzipiert ist, zeigt sich aus dem Umstand, daß hier gleichsam auch der Preis deutlich wird, der für das Streben nach dem Glück einer puren, sich gegen jede Reflexion abschottenden Gegenwärtigkeit zu entrichten ist. Einerseits gelingt ihm durchaus jene fast bestürzende Nähe zu den Dingen, die er von sich fordert, andererseits führt die der Einwilligung ins Schicksal korrelierende Tilgung der Reflexion zu einer Verdinglichung des Subjekts, die dieses der Welt der Objekte am Ende hilflos aussetzt. In einem der Gedichte, die diesen Preis für die abgedankte Reflexion offen nennen, heißt es: »Ich wollte, ich wäre der Staub der Straße / und die Füße

der Armen stampften auf mir herum... // Ich wollte, ich wäre die strömenden Flüsse / und die Wäscherinnen stünden an meinem Ufer... [...] Lieber das alles als jemand sein, der durchs Leben geht, / hinter sich blickt und Gewes'nes bedauert«. Caeiro selbst spricht bemerkenswerterweise einmal davon, er schreite auf seinem Weg voran »wie ein beharrlicher Blinder«. Droht die gesteigerte Intensität von Wahrnehmung und Gegenwärtigkeit durch die gleichzeitige Selbstaufgabe des Subjekts hier nicht tatsächlich umzuschlagen in eine Blindheit des Blicks?

Ricardo Reis, Caeiros erster Schüler, teilt mit dem Meister die heidnische Welt-sicht. Christus gilt ihm nur als eine Gottheit neben vielen anderen im Pantheon; kein Jenseits überwölbt mehr das Dasein. Reine Gegenwärtigkeit gilt auch hier als anzustrebendes Ideal. Im Unterschied zu Caeiro kennt Reis jedoch durchaus gewisse Orientierungen: den Ästhetizismus zum einen, den Neoklassizismus zum andern. Die Anerkennung des Fatums und der alles verschlingenden Zeit wird in strenge Formen gegossen, deren Vorbild die Oden und Epigramme Horaz' sind. Die latinisierende Wortwahl, Schreibweise und Syntax zeigen einen deutlichen klassizistischen Gestus.

Mário de Sá-Carneiro, ein Freund Pessoas und Mitstreiter einer sich nach Europa öffnenden portugiesischen Avantgarde, schrieb diesem voller Begeisterung über die Texte von Reis: »Es ist Ihnen gelungen, eine klassische, horazianische ›Neuheit‹ zu verwirklichen. Ich weiß nicht warum, aber sie enthalten etwas ganz Neues, nicht eigentlich klassische, nicht heidnische Elemente. Und lassen Sie es mich aussprechen: sie sind ein Wunderwerk der Unpersönlichkeit. Wenn in Caeiros Werk hier und da noch Meister Pessoa durchschimmerte, so kommt das nun bei Reis nicht mehr vor«. Trotz dieser Unpersönlichkeit muß man aber festhalten, daß – im Unterschied zu Caeiro – bei Reis das Ich gelegentlich Kontur gewinnt. Mit der Setzung des stoischen Lebensprinzips der Unerschütterlichkeit wird auch eine gewisse Autonomie des Ich gesetzt. Außerdem gesteht



Der vierzigjährige Fernando Pessoa (1928)

Abb.: Publicações Dom Quixote, Lisboa

sich dieses lyrische Ich die Klage zu und begreift sich als Bastion, die sich dem Weltlauf entgegenstellt: »Alles ist uns fremd / und spricht nicht unsre Sprache. / Erbaun wir in uns selbst die Zufluchtsstätte, / wo wir uns bergen und den Andrang scheuen / des Weltgetümmels«. Zum Faszinosum dieser Texte trägt schließlich nicht unwesentlich bei, daß sich ihnen trotz aller Künstlichkeit Authentizität nicht absprechen läßt.

Alvaro de Campos ist der zweite Schüler Caeiros. Sein Werk zerfällt in zwei Phasen, deren erste die Jahre 1914–1917 umfaßt und von jener neuen Ästhetik zeugt, die de Campos in dem eingangs zitierten poetologischen Programm dargelegt hat. Kunst soll länger auf der Idee der Schönheit, sondern nunmehr auf derjenigen der Kraft beruhen. Caeiros Kult der Wahrnehmung findet sich hier avantgardistisch uminterpretiert. Die *Triumph-Ode* von 1914 zeigt neben dem Einfluß Whitmans und seines hymnisch verkündeten Menschheitsglaubens vor allem das Echo auf den Futurismus Ma-

rinettis und seiner Feier der modernen Maschinenwelt. Die Welt der Autos, Eisenbahnen und Unterseeboote wird hymnisch begrüßt, weil sie eine Steigerung des Lebens darzustellen scheint, von der sich der Dichter eine Steigerung seiner Wahrnehmungsmöglichkeiten erhofft. Die Dynamik der neuen Zeit ruft in ihm den Wunsch nach Ubiquität hervor. Auch hier läßt sich übrigens eine Verdinglichung des Ich beobachten; diese wird aber positiv gedeutet und als Weg zu einer universellen Verbrüderung mit allen Lebensenergien gefeiert: »Ja, könnte ich mich zum Ausdruck bringen, wie sich ein Motor ausdrückt! / Vollständig sein wie eine Maschine!«

Eines der Meisterwerke von Pessoa/de Campos ist die aus über 900 Zeilen bestehende *Meeres-Ode*. Der Text ist von besonderer Komplexität. Zunächst geht es auch hier – ausgehend von der Beobachtung der aus- und einfahrenden Schiffe im Hafen – um eine Feier des gesteigerten Lebens. Dazu tritt eine vitalistische Umwertung aller Werte; das lyrische Ich sehnt sich danach, bei den blutrünstigen Eroberern bzw. den Piraten und deren Grausamkeiten mitzutun; zugleich spricht es den Wunsch aus, der Intensität des Erlebens wegen auch selbst Opfer der Angreifer zu sein. Darüber hinaus verfolgt das Gedicht eine spezifisch portugiesische Thematik, indem es die vergangene Größe Portugals als einer Nation der Weltumsegler und Eroberer evoziert. Nicht zuletzt dient die Metapher der Meerfahrt hier als Versinnbildlichung der Distanznahme zum vertrauten Leben schlechthin und des unbedingten Aufbruchwillens auf der Suche nach dem ganz anderen.

Die zweite Phase von de Campos, die in den 20er Jahren einsetzt und bis zu Pessoa's Todesjahr 1935 reicht, ist nicht mehr hymnisch bestimmt; der Dichter – und damit geht er über seinen Lehrer Caeiro hinaus – läßt zum Pathos der Gegenwärtigkeit nun vermehrt die Reflexion und den Zweifel treten. Zwei Gedichte sind hier vielleicht besonders hervorzuheben: *Tabakladen* und *Am Steuer des Chevrolet auf der Straße nach Sin-*

tra. Das erste Gedicht nennt drei Alltagsmomente, die reine Gegenwärtigkeit erfahren lassen: ein kleines Mädchen ißt Schokolade; der Dichter raucht eine Zigarette; er beobachtet von seinem Fenster aus den Nachbarn Stefan – den »Stefan ohne Metaphysik« –, wie dieser nach erfolgtem Einkauf aus dem gegenüberliegenden Tabakladen tritt und ihm von unten einen Gruß zuwinkt. Diese drei Augenblicke setzen für kurz die quälende Reflexion außer Kraft, in der sich das lyrische Ich immer wieder seine Widersprüche und sein Scheitern vor Augen führt. Das zweitgenannte Gedicht schildert eine nächtliche Autofahrt von Lissabon nach Sintra. Im Vordergrund steht hierbei der Kontrast zwischen der Präzision der Bewegung einerseits, die einen eindeutigen Ursprung und ein eindeutiges Ziel kennt, und der beklemmenden Erkenntnis der Abgründigkeit des Ich andererseits. Die Fahrt im Leihwagen wird zur Metapher dafür, daß sich das Ich nicht selbst haben kann, sondern sich selbst nur geliehen ist.

Die Figur des Bernardo Soares hat Pessoa selbst als Halbheteronym bezeichnet. Die tagebuchartigen Fragmente, Reflexionen und Bekenntnisse, die er Soares verfassen und unter dem Titel *Buch der Unruhe* zusammenstellen läßt, hat er offenkundig als sich selbst sehr nah empfunden; auch das Heteronym geht tagsüber seiner Büroarbeit nach, um abends eine einsame Künstlerexistenz in einer kleinen Lissabonner Wohnung zu führen. Andererseits hat Pessoa aber einmal geäußert, er schreibe alle seine Texte gleichsam unter Diktat; demzufolge dürfte es kaum Arbeiten geben, die einen authentischen *Pessoa ipse* spiegeln. Dazu kommt, daß Soares biographische Einzelheiten nennt, die mit Pessoa's Leben nicht übereinstimmen, und daß er vor allem innerhalb des Ensembles des Gesamtwerks gleichfalls eine Rolle spielt: die des Prosaisten nämlich, der sein Genre als die eigentliche moderne Ausdrucksform verstanden wissen möchte und Lyrik dagegen eher zur kindlichen, allenfalls propädeutisch auf die Prosa hinführenden Form abwertet. Soares macht deut-

lich, daß der Ausgangspunkt moderner Reflexion für ihn das Ende der Metaphysik und ihrer Surrogate ist. Er bemerkt: »Ich gehöre zu einer Generation, die den Mangel an christlichem Glauben geerbt und auch anderen Bekenntnissen gegenüber Unglauben entwickelt hat. Unsere Eltern besaßen noch den Impuls des Glaubens; sie lenkten ihn vom Christentum weg auf andere Formen der Illusion. Manche begeisterten sich für die soziale Gleichheit, andere folgten der Schönheit, wieder andere glaubten an die Wissenschaft und ihre Fortschritte, und es gab schließlich welche, die noch etwas christlicher waren und den Osten und Westen nach alternativen religiösen Formen absuchten, mit denen sie das ohne diese Formen hohle Bewußtsein, nur noch am Leben zu sein, beschäftigen könnten. Dies alles haben wir verloren; wir kamen als Waisenkinder all dieser Tröstungen zur Welt. [...] Damit bleibt jeder von uns sich selbst ausgeliefert, verzweifelt über dem Gefühl der eigenen Existenz«. Auf den Seiten des *Buchs der Unruhe* kreist Soares darum immer wieder um sich selbst und um den wehmütig empfundenen Mangel eines Fundaments für sein Ich. »Meine Seele ist heute traurig bis auf die Knochen. Mein ganzes Ich tut mir weh, Gedächtnis, Augen und Arme. Es gibt eine Art von Rheumatismus in allem, was ich bin.« Soares weiß übrigens, daß er mit seinen selbstquälerischen Notaten einen berühmten Vorläufer hat: den manischen Tagebuchschrreiber und Selbstanalytiker Henri Frédéric Amiel mit dessen *Journal intime*.

Auch wenn die Kunst mit dem Ende der Metaphysik gleichfalls obsolet geworden zu sein scheint, so wird hier trotzdem deutlich, daß Soares letztlich an der Möglichkeit einer – gleichwohl überaus widersprüchlichen – Kunstreligion festhält. Literatur wird als die einzige Instanz von Wahrheit apostrophiert, und Soares muß weiterschreiben, auch wenn er sein Werk für gescheitert hält, und er es als Strafe empfindet, die Arbeit fortzusetzen. Die Kontinuität der Schrift rangiert ausdrücklich sogar vor der Gesundheit des Autors (Pessoa selbst starb an einer Leberzirrhose):

»Wenn ein Mensch nur gut schreibt, wenn er betrunken ist, sage ich ihm: be-trink' dich. Und wenn er sagt, daß seine Leber davon in Mitleidenschaft gezogen wird, antworte ich ihm: was ist schon deine Leber? Sie ist ein totes Ding, das lebt, während du lebst, und die Gedichte, die du schreibst, leben unbegrenzt.«

Soares notiert an einer Stelle zwar, daß er Caeiro liest, hält an anderer Stelle aber fest, daß er keine Meister hat. Er ist ein selbständiger Denker, der die Existenz in ihren Hoffnungen wie ihren Abgründigkeiten auslotet und sie in der Formulierung von Widersprüchen zu erfassen versucht. Im Unterschied zu Caeiro geht es ihm nicht darum, die Einübung in den Sinnverzicht als Weg zu irdischer Glückseligkeit zu propagieren; er benennt stattdessen das Fehlen von Sinn auch als Mangel. Er macht darauf aufmerksam, daß – mag das Alltagsleben noch eine gewisse Logik zeigen – die großen Sinnfragen unbeantwortet bleiben: »Ich bin nach Lissabon gelangt, aber zu keiner Schlußfolgerung«.

Das Orthonym des Dichters – *Pessoa ipse* – greift verstärkt wiederum auf traditionelle Muster der Weltdeutung zurück. Zeit seines Lebens hat sich der Autor mit esoterischen und okkultistischen Strömungen beschäftigt und sich von Geheimlehren wie der Freimaurerei und dem Rosenkreuzertum faszinieren lassen. Er kannte sich in der Astrologie aus und hat auch seinen Heteronymen Horoskope erstellt. Auch gnostische Züge zeigen sich hier; Pessoa nahm eine Hierarchie der Geister, aber auch der Götter an und sah das Streben nach immer höheren spirituellen Weihen als seine Aufgabe an. Es sind formal traditionelle Verse, in denen er diesen Themen Ausdruck verleiht. Von den Berufenen, denen die höheren Weihen zuteil geworden sind, schreibt er zum Beispiel:

*Und wenn gefallen sind
die letzten Binden,
so dürfen sie der Zeichen Sinn
ergründen –
sie sehen unsre Erdenleiber schwinden:
ihr Blick bleibt,
mit geläutertem Verstand,
ahnend dem wahren Leibe zugewandt.*

Mensagem/Botschaft von 1934 ist Pessoa einziges zu Lebzeiten veröffentlichtes portugiesischsprachiges Buch (1918 hatte er auf englisch verfaßte Gedichte im Selbstverlag publiziert). Diese Gedichtsammlung versteht sich als Replik auf das Nationalepos *Die Lusiaden* des Luís de Camoës (1572), das einst die imperiale Ausdehnung Portugals gefeiert hatte. Pessoa geht dagegen vom Verlust des Weltreichs aus und fordert die Heraufkunft einer neuen Epoche, in der Portugal wieder vor allem größeres kulturelles Gewicht erhalten soll. Pessoa führt zum Zweck dieser Vision zwei Mythen an: den des Königs Sebastião und den des *Fünften Reiches*. König Sebastião war 1578 nach der Niederlage seines Heers in Marokko dort verschollen, und es rankte sich um seinen Tod rasch der Mythos seiner machtvollen Wiederkehr, von der man sich die Neuerrichtung eines Großreichs erwartete. Der Mythos des Fünften Reiches geht auf den Traum des Königs Nebukadnezar im Alten Testament zurück, der aus der Vision von fünf einander ablösenden Imperien bestand und von Astrologen und Propheten vor allem hinsichtlich des künftigen letzten Reiches gedeutet wurde, in dem man den Siegeszug des anderen historischen Formationen überlegen christlichen Abendlands erblickte. Pessoa deutet dieses Reich als künftiges Imperium eines abstrakten, spirituell hegemonialen Portugal.

Als orthonymen Text ist schließlich noch das Fragment gebliebene dramatische Gedicht *Faust* zu nennen. Das vor allem aus den Monologen Fausts bestehende, ermüdend zu lesende Stück resümiert noch einmal die Reflexionen der Lebensrätsel und das Scheitern der Intelligenz in Leben und Liebe, wie sie aus dem übrigen Werk bekannt sind.

Trotz aller Sehnsucht nach weltanschaulicher Sicherheit, wie sie aus den esoterischen Texten von *Pessoa ipse* spricht, läßt sich diesen innerhalb des Gesamtwerks aber ebensowenig ein zentraler Platz zuweisen. Nicht nur verfaßt der Autor unter seinem eigenen Namen einen Text wie das *Faust*-Fragment, in dem es ihm weniger um solche Sicherungen als vielmehr darum zu tun ist, sich der Abgründigkeit der Existenz zu stellen, sondern er äußert sich auch über die Funktion seiner Kunst widersprüchlich. Einerseits verteidigt er die politisch-spirituelle Aufgabe seines Werks, andererseits fordert er strikte Autonomie der Kunst, die sich »gegen das Vaterland, gegen die Religion, gegen die sogenannten Bürgertugenden und allen geistigen Zubehör des Herdeninstinktes« behaupten müsse. Wie erwähnt, bekennt er in einem Brief, alles wie unter Diktat geschrieben zu haben und allem Geschriebenen ebenso interessiert wie distanziert gegenüberzustehen. »Als privates Ich kennt der Autor in sich selbst überhaupt keine Persönlichkeit. Wenn er einmal eine Persönlichkeit in sich aufsteigen fühlt, bemerkt er bald, daß es sich um ein von ihm selber verschiedenes, wiewohl ähnliches Wesen handelt...«. Auch was *Pessoa ipse* weltanschaulich anvisiert, bleibt somit peripher. Der Dichter zeigt eine Welt ohne Standpunkt, konzipiert stattdessen als Spannungsfeld unterschiedlicher, zum Teil gegensätzlicher Komponenten. Die Kritiker Renaud Camus und Denis Duparc haben einen Vergleich zur zeitgenössischen Malerei gezogen: »Pessoa dürfte als kubistischer Künstler par excellence gelten, im Bereich der Literatur, des Denkens und schließlich sogar der Person selbst ... Zum Beginn des 20. Jahrhunderts setzt er das Subjekt ebenso wie die Wahrheit einer Erschütterung ohnegleichen, einer radikalen Dekomposition aus.«

Fernando Pessoa

Die portugiesische Literatur der Gegenwart

Im Mittelpunkt der portugiesischen Gegenwartsliteratur seit Anfang der 40er Jahre steht die kritische Auseinandersetzung mit der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Realität des Landes. Es waren die portugiesischen Neorealisten, die sich als erste Generation von Schriftstellern gegen die offizielle Kultur der Diktatur auflehnten und die Lebensbedingungen und Machtverhältnisse in Frage stellten. Sozioökonomische, politische, kulturelle und literarische Faktoren waren ausschlaggebend dafür, daß sich Ende der 30er, Anfang der 40er Jahre eine Generation von Intellektuellen, Künstlern und Schriftstellern mit einem neuen Verständnis vom Menschen, von der Gesellschaft und insbesondere der Kunst herausbildete, die sich radikal dem modernistischen Ästhetizismus entgegenstellte, der bis dahin durch den *Presencismo* praktiziert wurde. *Presencismo* nennt man die literarische Schule des zweiten portugiesischen Modernismus, dessen Sprachrohr die Zeitschrift PRESENÇA war.

In Portugal bedeutete die wachsende Verhärtung der Diktatur von Oliveira Salazar eine immer schärfere Bedrohung der Integrität und Freiheit des Individuums. Das internationale Panorama war nicht besser. In Spanien folgte auf die Gewalt des Bürgerkriegs der Faschismus Francos, in Italien herrschte der Faschismus Mussolinis, und in Deutschland führte der Nationalsozialismus zur Vernichtung der Juden und in den 2. Weltkrieg. Trotz des engen Netzes von Unterdrückung und Zensur wird in dieser Epoche in Portugal aber auch zusehends der Marxismus verbreitet und bietet der Intelligenz, die die Sorge um das nationale Schicksal umtreibt, eine optimistische ideologische Alternative.

Die literarischen Meister jener Generation der Neorealisten waren nicht so sehr die Vertreter des bürgerlichen Realismus-Naturalismus des 19. Jahrhunderts. Ihre Vorbilder muß man vielmehr bei den amerikanischen Schriftstellern der unmittel-

baren Vorkriegszeit suchen, die wie Steinbeck, Hemingway oder Faulkner die Realität der sozial Benachteiligten thematisierten, oder in der Literatur des brasilianischen Regionalismus, der wie die Autoren Graciliano Ramos, José Lins do Rego und vor allem Jorge Amado die sozialen Spannungen des Nordosten Brasiliens zum zentralen Thema ihrer Werke machte.

Betrachtet man diese Koordinaten, zwischen denen sich das kritische Bewußtsein und das literarische Schaffen der jungen Intellektuellen des Neorealismus entwickelte, so überrascht nicht die Vehemenz, mit der sie ihre Positionen gegenüber dem Modernismus der PRESENÇA vertraten. Die gesamte Anfangsphase des Neorealismus ist gekennzeichnet durch die harte Konfrontation mit dem *Presencismo*. Die neue Generation geißelte die Passivität und den nach innen gerichteten Immobilismus der *Presencistas* und beschuldigte sie, ihre Verantwortung als Intellektuelle nicht wahrzunehmen in einem historisch und sozialpolitisch für die Menschheit so bedrohlichen Moment.

1936 stellte Alves Redol in einem Vortrag dem Ästhetizismus der PRESENÇA ein Konzept der »arte social« (der »sozialen Kunst«) entgegen: »Die Kunst muß zur Entwicklung des Bewußtseins und zur Verbesserung der sozialen Ordnung beitragen.« Der Künstler und also auch der Schriftsteller sollte eine kritische Haltung einnehmen, verpflichtet der Realität, die ihn umgab. Er sollte sein künstlerisches Schaffen in den Dienst der Menschen stellen und die Probleme benennen und verurteilen, die die Menschheit mit Sorge erfüllten.

Diese Haltung war eine scharfe Herausforderung gegenüber der ästhetizistischen und apolitischen Position des *Presencismo*, der den Künstler in einem Elfenbeinturm isolierte und die Kunst als eine Möglichkeit betrachtete, der Realität zu entfliehen. Der Mensch der PRESENÇA



Alves Redol: Künstler sind der Wahrheit verpflichtet

Foto: Verlag Volk & Welt

war immer ein Individuum, das am Rande der Gesellschaft lebte und ihre Wertmaßstäbe nicht akzeptierte. Sein Hauptziel war es, seine eigene »moralische Reform« zu verwirklichen. Dieses würde ihm nur dann gelingen, wenn er nach Werten lebte, die ihm sein eigenes Bewußtsein diktierte. Erst wenn alle Individuen ihre »moralische Reform« konkretisiert hätten, wäre auch eine gerechtere Gesellschaft erreicht. Diese »Revolution von innen nach außen« würde sich verwirklichen ohne Bruch der bestehenden sozialen Strukturen, in einem natürlichen Rhythmus sozialer Evolution.

Dokument, nicht Kunst

Der Neorealismus als literarische Bewegung hingegen konzentrierte seine Aufmerksamkeit in dieser ersten Phase auf die Verurteilung der Repression, der Ausbeutung, des Hungers, der Krankheit und des Obskurantismus, die das portugiesische Volk quälten. Sowohl im Roman wie auch in der Poesie dominierte das Soziale über das Individuum. Jede individuelle

Thematik oder subjektive Analyse wurde bewußt ausgeklammert. Der Mensch des Neorealismus war immer die symbolische Figur eines Kollektivs. Ob sie nun aus dem Alentejo, der Beira oder dem halbindustriellen Gürtel um Lissabon stammte, die Figur präsentierte sich immer ohne eigene psychologische Charakteristika. Es waren die Probleme einer bestimmten sozialen Gruppe, die ihr Handeln bestimmten. Die Thematisierung der Realität und der Möglichkeiten, sie zu verändern, einerseits und andererseits die Verwandlung von Individuen und sozialen Gruppen in optimistische Helden, die für eine Veränderung der Wirklichkeit kämpften, das sind die grundlegenden Merkmale der Erzählliteratur des Neorealismus.

Formal und stilistisch wählte die neorealistische Erzählliteratur Einfachheit und Wahrhaftig-

keit. Die Erzählung verlief immer nur auf der Ebene der Wirklichkeit. Die erzählte Zeit war der chronologische Ablauf der Handlung. Die Sätze waren kurz, die Adjektivierung knapp, und die Sprache, die zur Charakterisierung der Figuren verwendet wurde, war die Umgangssprache oder sogar die regionale Sprache. Die Literatur sollte nicht als Kunst verstanden werden, sondern als zeitkritisches Dokument. Die Person des Autors sollte völlig hinter die Ziele der Erzählung zurücktreten wie der Journalist hinter seine Nachricht. Alves Redol stellte diese Doktrin in einer Art Motto seinem ersten Roman *Gaibéus* (1939) voran: »Dieser Roman will in der Literatur keinen Platz als Kunstwerk einnehmen. Er will vielmehr ein Dokument der Menschen des Ribatejo sein. Und danach sollte er das sein, was andere darunter verstehen wollen.«

Das übergreifende Thema war zweifellos die Anklage der Entfremdung des Menschen. Diese Kritik umfaßte eine tiefgreifende Analyse ihrer Ursachen sowie den Versuch, eine Lösung zu finden, und zwar die Abschaffung der patriarchalen

und repressiven Strukturen der portugiesischen Gesellschaft. Einige Aspekte des damaligen Lebens in Portugal wurden dabei bevorzugt behandelt: Manuel da Fonseca, Antunes da Silva und Alves Redol klagten die feudalen Eigentumsverhältnisse und Arbeitsbeziehungen an. Miguel Torga, Ferreira de Castro und Fernando Namora behandelten die unwirtlichen Lebensbedingungen in bestimmten Regionen des Landes, die nicht durch eine effektive Nutzung der knappen Ressourcen ausgeglichen wurden. Soeiro Pereira Gomes und Carlos de Oliveira thematisierten die Problematik der Industrialisierung bestimmter Gebiete und der sich daraus ergebenden sozialen Veränderungen: die Entfremdung des Menschen durch die Maschine, die Proletarisierung der Landbevölkerung und eines Teils des Kleinbürgertums sowie die Herausbildung eines proletarischen Klassenbewußtseins, das zu einer Bedrohung für die Privilegien der Bourgeoisie der Städte und der Landbesitzer des Binnenlandes wurde. Auch die jahrhundertealte Emigration, die Suche nach dem Glück in anderen Regionen und Ländern, zu der sich die Portugiesen schon immer gezwungen sahen, war ein Thema, das von der neorealistischen Literatur häufig behandelt wurde. Torga behandelte darüber hinaus die soziale und religiöse Entfremdung eines großen Teils der Bevölkerung besonders in den ländlichen Gebieten des Nordostens Portugals, deren Ursache in der tiefen Ignoranz, im Aberglauben und in der fatalistischen Auslieferung an eine Religion zu finden war, die nicht half und tröstete, sondern Furcht einflößte und strafte.

Abschied vom Dogmatismus

Von Beginn an hatte sich der Neorealismus verstanden als Bruch sowohl mit dem ästhetischen Immobilismus der Selbstbespiegelung des *Presencismo* wie auch mit der Versteinerung der offiziellen Kultur der Diktatur. Der anfangs extreme Dogmatismus seiner ideologischen und ästhetischen Positionen, den man vor dem Hintergrund seiner sozioökonomischen und politischen Entstehungsbedingungen

betrachten muß, erzeugte aber auch bald eine interne Diskussion. Es erschien zusehends unmöglich, daß eine Kunst überleben konnte, die ausschließlich begriffen wurde als soziales Dokument und Vermittlerin politischer Ideen.

Zu dieser Auseinandersetzung trug vor allem ein Grundwiderspruch des portugiesischen Neorealismus bei: Einige ihrer Wortführer waren aktive Mitglieder der KOMMUNISTISCHEN PARTEI, obgleich auch sie niemals völlig der literarischen Ästhetik folgten, die sie verbreiten wollten. Andere waren antifaschistische Individualisten, deren literarisches Schaffen sich nicht nach Regeln einer Schule richtete. Das beste Beispiel dafür ist Miguel Torga, für den als einziger »-ismus« sein Inkonformismus charakteristisch ist. Der gemeinsame Nenner, der diese heterogene Generation verband, war ihr Bewußtsein der Notwendigkeit, die ungerechten Verhältnisse in der portugiesischen Gesellschaft anzuklagen. Hinzu kam Mitte der 40er Jahre die nicht weniger wichtige Überzeugung, daß darüber hinaus individuelle Freiheit im literarischen Schaffen unabdingbar war. Von diesem Zeitpunkt an begann für den Neorealismus ein Prozeß der Reife.

Die kritische Auseinandersetzung mit den Problemen der Menschen in einer feindlichen Welt und mit den historischen Ereignissen wird weniger polemisch und folgt nicht mehr in erster Linie politischen Zielen. Alle Autoren bemühen sich, neue Formen und sprachliche Strukturen zu finden, woraus eigene, individuelle Stile entstehen. In der Erzählliteratur kommt es zu einer tieferen psychologischen Ergründung der Personen. Sie sind nicht mehr nur Typen, sondern sie bekommen »ein Gesicht, eine Seele und ein individuelles Problem« (Fernando Mendonça) und verwandeln sich so in Individuen.

Angesichts des Fortbestehens der portugiesischen Diktatur nach dem 2. Weltkrieg, aber auch unter dem Einfluß des französischen Existentialismus beginnen sowohl die Lyrik wie auch die Erzählliteratur immer häufiger das Thema »verzwweifelter Mensch« zu behandeln, das



Maria Velho da Costa Foto: Luísa Ferreira
»Die Drei Marias« schrieben...

heißt, das Thema der Einsamkeit und existentiellen Angst des Menschen in einer Welt ohne Perspektive. Infolge dieses Reifeprozesses und um die neue Periode von der polemischen Anfangsphase des Neorealismus abzugrenzen, nennt sich die gesamte Literatur, die der sozialen Wirklichkeit verpflichtet ist, nun Kritischer oder Sozialer Realismus.

Individualismus statt literarischer Schulen

Die Jahrzehnte nach der durch den Neorealismus verursachten Wende (die 50er, 60er und der Anfang der 70er Jahre) sind durch eine große Diversifizierung des literarischen Schaffens gekennzeichnet. Wie in der Weltliteratur insgesamt, so ist auch in der portugiesischen ab dem Beginn der 50er Jahre eine Tendenz zu einem starken »literarischen Individualismus« zu beobachten. Dadurch ist es schwer oder gar unmöglich, die Autoren nach dem Kriterium »Epoche« oder »Schule« zu ordnen. Man muß unterstreichen, daß der Neorealismus die letzte literarische Schule in Portugal gewe-

sen ist. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts kann man nur noch von Tendenzen sprechen, die sowohl die natürliche Entwicklung des Werkes eines jeden Autors umfassen können wie auch die Beleuchtung eines neuen Themas.

Zwischen den 50er Jahren und der »Revolution der Nelken« am 25. April 1974 beherrschen zwei große Tendenzen die portugiesische Literatur. Die eine bedeutet eine Entfernung vom Kritischen Realismus und zeigt die starke Faszination, die der Existentialismus von Sartre und Camus auf einige Autoren ausgeübt hat, die unter den chronologischen Zeichen des Neorealismus zu veröffentlichen begonnen hatten. Immer wiederkehrende Themen dieser Tendenz sind das Erlebnis einer radikalen menschlichen Einsamkeit, die existentielle Furcht des Menschen gegenüber einer Welt ohne Perspektive, das Erlebnis menschlicher Grenzerfahrungen, besonders der Geburt und des Todes.

In diesem Zusammenhang muß man auch auf den Einfluß verweisen, den der Existentialismus auf eine portugiesische Erzählliteratur ausgeübt hat, die

... das wichtigste feministische...

Maria Isabel Barreno Foto: Luísa Ferreira



von Frauen geschrieben wurde. Sie behandelte die tiefe Einsamkeit der portugiesischen Frau im Schoß einer repressiven, patriarchalischen Gesellschaft. Die Ekel und die Qual, die durch ein solches Leben verursacht werden, führen noch nicht zu einem Akt der Rebellion oder zu einem Bruch, aber zu einer Verneinung des Lebens und der Wirklichkeit, die sich sehr nahe am Nihilismus bewegt. Graça Pina Moura (*A origem*) und Maria Judite de Carvalho (*Tanta gente*) sind die Autorinnen, die sich am häufigsten der weiblichen Problematik aus dieser Perspektive gewidmet haben.

Stärker als in der Erzählliteratur war in der Poesie die Entfernung des literarischen Schaffens vom Sozialen Realismus zu beobachten. Dies ist ein Charakteristikum, das mit wenigen Ausnahmen die gesamte zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts durchzieht, ohne daß der 25. April 1974 darauf irgendeinen Einfluß gehabt hätte. Die extreme thematische und formale Vielfältigkeit der Dichtung von den 70er Jahren bis heute macht es unmöglich, an dieser Stelle auch nur annähernd ihre grundlegenden Aspekte aufzuführen. So weise ich lediglich auf ein gemeinsames Element der gesamten Poesie dieser Periode hin: In der Folge der strukturalistischen und semiotischen Strömungen ist sie charakterisiert durch ein unablässiges, individualisiertes Experimentieren mit immer wieder neuen linguistischen und semantischen Strukturen. Die wichtigsten Namen sind José Augusto Seabra, Vasco Graça Moura, Nuno Júdice und Alberto Pimenta.

Die andere dominierende Tendenz im literarischen Schaffen Portugals während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat weiterhin die objektive Wirklichkeit des Landes als zentrales Thema. Die portugiesische Realität der 50er bis hin zur Mitte der 70er Jahre bot mehr als genug Anlaß dazu, daß die nationale Intelligenz eine kritische Haltung einnahm. Es ist die Phase der Verhärtung der Diktatur; der Verschlechterung der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen und der daraus folgenden Welle der Emigration; des Beginns des Krieges in Afrika; der illegalen



Maria Teresa Horta

Foto: Monique Burk

... Werk portugiesischer Literatur.

Flucht der jungen Männer ins Ausland, weil sie sich weigerten, Kanonennahrung zu werden. Es ist die Zeit der Revolte einer akademischen Generation, die das Land für die Demokratie öffnen wollte; der unbittlichen Verfolgung nicht angepaßter Intellektueller und der Flucht vieler von ihnen ins Ausland sowie der Schließung des Portugiesischen Schriftstellerverbandes; der dumpfen, langsam wachsenden Unruhe in den Streitkräften, die sich von der politischen Macht mißbraucht fühlten, um die Probleme in den afrikanischen Kolonien zu lösen.

Zerstörung traditioneller Kategorien

Unter diesen Bedingungen überrascht es nicht, daß sich vor allem der Roman und die Erzählung, aber auch die Poesie kritisch mit der nationalen Wirklichkeit auseinandersetzte. Es ist offensichtlich, daß wie in der neorealistischen Periode die Anklage und Kritik an dieser Realität im Vordergrund stand, um ein Bewußtsein für das Übel in der Gesellschaft zu erzeugen. Die Literatur hatte weiterhin die Aufgabe, sich einzumischen. Es ver-

schwand jedoch das militante Bemühen, eine politische Ideologie zu vermitteln. Die Erzählung gewinnt ihre Struktur nun aus einer Innenschau, aus dem persönlichen Erleben dieser Wirklichkeit, und entwickelt sich gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen: auf der realen Ebene und der des Traums, auf der Ebene der objektiven Realität und des individuellen Erlebnisses, auf der Ebene unterschiedlicher erzählender Stimmen, von denen jede eine andere Sicht der Realität vorstellt. Die zeitliche Geradlinigkeit verschwindet, und die Chronologie der Erzählung muß vom Leser wiederhergestellt werden.

Gemeinsames Merkmal dieser Erzählliteratur ist die Zerstörung traditioneller Erzählkategorien, insbesondere der Handlung, die nicht mehr existiert, der Charaktere, die häufig auf Stimmen reduziert werden, der kohärenten Struktur, die ersetzt wird durch ein »Netz von Einzelheiten« entsprechend der Fragmentierung der realen Welt, die sie reflektiert. Fragmentierung ist auch das wesentliche Charakteristikum des Stils, indem man die herkömmliche syntaktische Struktur der Sprache sprengt und sich immer häufiger der Oralität und der Mehrdeutigkeit des lexikalischen Materials bedient.

Dem Kritischen Realismus noch ziemlich nahe steht eine Reihe von Autoren, die sich intensiv mit den sozialen, ökonomischen und politischen Problemen der sogenannten »heißen Regionen« Portugals beschäftigten, dem Alentejo und dem Nordosten jenseits des Gebirges. Zu erwähnen sind hier Manuel da Fonseca (*Aldeia nova*), Antunes da Silva (*O amigo das tempestades*), Mário Braga (*Serranos*), Mário Ventura (*A noite da vergonha*), Urbano Tavares Rodrigues (*Bastardos do sol*) und António Modesto Navarro (*Barões da fina flor*).

Briefe einer Nonne

Parallel zum langsamen, aber stetigen Aufstieg der Frau in der portugiesischen Gesellschaft war das Jahrzehnt zwischen 1960 und 1970 der Zeitraum, in dem weibliche Stimmen sich endlich Gehör in der Erzählliteratur verschafften. Die Erzäh-

lungen von Autorinnen in Portugal in dieser Epoche kann man zwar noch längst nicht vergleichen mit der militanten feministischen Literatur in Europa. Aber in ihrer Haltung gegenüber der weiblichen Problematik in Portugal unterscheiden sich diese Schriftstellerinnen radikal von der nach innen gewandten, fast nihilistischen Flucht ihrer Vorläuferinnen der 50er Jahre. Sie reißen einer bürgerlichen Ethik, die die Frau unterdrückt, die Maske ab. Natália Nunes (*Regresso ao caos*), Luísa da Costa Gomes (*A província*) und Fernanda Botelho (*Ângulo raso*) untersuchen in ihren Werken mitleidlos die Einsamkeit und Unterdrückung der portugiesischen Frau, die weder in der Familie noch juristisch eine eigenständige Identität besitzt.

Der gemeinsame Band *Novas Cartas Portuguesas* von Maria Isabel Barreno, Maria Teresa Horta und Maria Velho da Costa, den »Drei Marias«, der erstmals 1972 veröffentlicht wurde, ist bis heute das einzige Werk feministischer Literatur in Portugal. Es ist die provokative Ausrufung völliger Gleichheit von Mann und Frau im sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben, in der Familie und der Sexualität. Schon die Intertextualität des Titels sorgte für Aufregung in der portugiesischen Öffentlichkeit. Der Titel erinnert an den Band *Cartas portuguesas*. Sie wurden wahrscheinlich im 17. Jahrhundert von der Nonne Mariana Alcoforado geschrieben. Diese Briefe erzählen die Geschichte der Liebe und sexuellen Beziehung einer Nonne zu einem französischen Offizier in Portugal. Von Interesse an dem Buch ist nicht so sehr die Liebesgeschichte an sich. Der Wert des Werkes liegt vielmehr darin, daß die Autorin als Nonne in jener Zeit die Sexualität bejaht, statt Reue für die begangene Sünde zu zeigen. Vor allem aber durch die Rebellion gegen eine patriarchalische Gesellschaft mit einer scheinheiligen Moral sind die »neuen portugiesischen Briefe« bis heute ein Meilenstein der weiblichen Literatur in Portugal. Es wurde von der Zensur eingezogen und erst nach 1974 erneut aufgelegt, nachdem die Autorinnen vor Gericht freigesprochen worden waren.



Schrieb gegen die Entfremdung an: Miguel Torga

Foto: Isolde Ohlbaum

Langsame Gewöhnung an die Freiheit

Als mit der »Nelkenrevolution« das portugiesische Volk seine Meinungs- und Redefreiheit zurückgewann, konnten die meisten Schriftsteller mit Stolz darauf zurückblicken, daß es ihnen unter schwersten Bedingungen dreißig Jahre hindurch gelungen war, eine ästhetisch wertvolle Literatur zu schreiben, die sich überwiegend als Opposition zur offiziellen Kultur und zur Diktatur behauptet hatte. In einer ersten Phase schien die portugiesischen Schriftsteller eine gewisse »Lustlosigkeit« zu schreiben befallen zu haben. Diese Phase zog sich hin bis zum Ende der 70er Jahre und fiel zusammen mit der Periode des turbulenten politischen Umbruchs. Es schien, als hätte der »unerwartete« Fall der Diktatur sie so unvorbereitet getroffen, daß sie sich unfähig fühlten, die Welle gesellschaftlicher und politischer Veränderungen, die sich in einem schwindelerregenden Rhythmus vollzogen, literarisch zu verarbeiten.

Sowohl subjektive wie auch objektive Faktoren erklären diese Haltung. Zum einen benötigten die Schriftsteller Zeit, um wieder oder überhaupt zu lernen, in Freiheit zu schreiben. Es war notwendig, von heute auf morgen eine kodifizierte Sprache abzulegen, die man jahrzehntelang verinnerlicht hatte. Dies war unerläßlich ge-

wesen, um eine Botschaft zu übermitteln, ohne der Zensur ins Netz zu gehen. Die jüngeren Schriftsteller hatten niemals eine andere Form literarischen Schaffens kennengelernt. Zum anderen braucht man Zeit, um Abstand von der Realität zu gewinnen und sie literarisch zu überdenken und zu bearbeiten. Aber diese Muße fehlte der Mehrheit der Intellektuellen, die sich von der ersten Stunde an aktiv in den sozialen und politischen Reformprozeß stürzten.

Die Lage normalisierte sich schließlich Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre. Und das deutlichste Merkmal des literarischen Schaffens ist seither, daß sich in der Entwicklung des Werkes der Autoren, die schon vor der Revolution geschrieben hatten, kein Bruch vollzieht. Die beiden oben erwähnten Tendenzen präsentieren sich jetzt als Linien der Kontinuität: die Thematisierung der Einsamkeit in der heutigen Welt einerseits und die kritische und häufig konfliktive Haltung gegenüber der Gesellschaft und der Macht andererseits. In diese Tendenzen reihen sich seit Beginn der 80er Jahre viele neue Schriftsteller ein. Auffällig dabei ist die große Zahl von Autorinnen besonders in der Erzählliteratur, übrigens die vorherrschende literarische Gattung der letzten zwanzig Jahre in Portugal.

Die portugiesischen Autoren haben nach der Nelkenrevolution wertvolle Bei-

träge zur nationalen Literatur geleistet. Zwar ist es richtig, daß sich die große formale, stilistische und sprachliche Erneuerung der Literatur, die die Tradition der Erzählung des Realismus endgültig überwand, bereits in den 60er und 70er Jahren vollzogen hatte. Das unstillbare Vergnügen der Schriftsteller der Gegenwart an neuen Experimenten auf diesem Feld hat jedoch eine Vielzahl von Werken hervorgebracht, die eine originelle Bereicherung der portugiesischen und europäischen Literatur sind.

Förderer einer neuen Identität

In ihrer gesellschaftskritischen Haltung haben sich die Autoren zwei großen Themenkreisen gewidmet. Die einen befassen sich in ihren Werken mit der Bewältigung der jüngeren historischen Vergangenheit. Die anderen interessieren sich für den Zusammenbruch des repressiven patriarchalischen Gebäudes der portugiesischen Gesellschaft nach der »Nelkenrevolution« sowie für die Auswirkungen der sozialen, ökonomischen und politischen Veränderungen mit der Demokratisierung des Landes. Beide Themenbereiche gehen in demselben Werk ineinander über, so z.B. in der interessanten »Trilogie der Cafés« (*Café República*, *Café Central*, *Café 25 de Abril*) von Álvaro Guerra, in der der Autor die Veränderungen der portugiesischen Geschichte von der Einführung der Republik 1910 bis nach dem 25. April 1974 aufzeichnet.

José Cardoso Pires (*E agora José?*), José Manuel Mendes (*Ombro, arma!*) und Manuel Tiago (*Até amanhã, camaradas!*), literarischer Name von Álvaro Cunhal, dem historischen Generalsekretär der Kommunistischen Partei Portugals, schildern das Leben unter dem Faschismus, den Widerstand gegen die Diktatur und das Leben im Untergrund. João de Melo (*Autópsia de um mar de ruínas*), Manuel Alegre (*Jornada de África*), António Lobo Antunes (*Conhecimento do inferno*) und Lídia Jorge (*A costa dos murmúrios*) thematisieren die bedrückende Erfahrung des Kolonialkrieges verbunden mit dem Zusammenbruch des portugiesischen Imperiums und der

daraus folgenden Identitätskrise der Nation. Die existentiellen Probleme einer Gesellschaft, in der sich die Werte auflösen, werden detailliert analysiert von Almeida Faria (*Rumor branco*), António Lobo Antunes (*Os cus de Judas*) und Olga Gonçalves (*Ora esguardae*).

José Saramago, Meister einer beißenden Ironie und schweifenden Phantasie, ist von allen Schriftstellern der portugiesischen Erzählliteratur der Gegenwart derjenige, der die Geschichte am maßlosesten fiktionalisiert hat. Das Ziel dieses Romanciers ist nicht die Erschaffung der Vergangenheit, sondern ihre Demontage. Mit Hilfe einer schneidenden Ironie will er die grotesken Aspekte entlarven (*Memorial do convento*).

Teolinda Gersão (*O silêncio*), Olga Gonçalves (*Mandei-lhe uma boca*), Lídia Jorge (*O dia dos prodígios*) und Augustina Bessa Luís (*A sibilina*) behandeln die Probleme des Kampfes der portugiesischen Frau für die Eroberung ihrer eigenen Identität. Dieser Kampf um Emanzipation ist jedoch immer eingebettet in den durch die »Nelkenrevolution« verursachten Wandel von Gesellschaft, Wirtschaft und Familie. Dieses Bestreben, die weibliche Problematik stets einzubinden in die Probleme der portugiesischen Gesellschaft, einerseits und andererseits das Interesse der Autorinnen an »nicht ausschließlich weiblichen« Themen zeigt deutlich, daß die portugiesischen Schriftstellerinnen sich als Bürgerinnen und nicht als Feministinnen verstehen.

Unter den portugiesischen Intellektuellen waren es die Schriftsteller, die sich als erste mit der »neuen Gegenwart« und der »Vergangenheitsbewältigung« befaßt haben. Sie haben somit nicht nur neue Impulse für die Themen der heutigen Erzählliteratur gegeben. In einer Epoche, in der Portugal nach 500 Jahren wieder auf seine ursprünglichen Grenzen beschränkt war und in der der Bruch mit den traditionellen sozialen, ökonomischen, politischen und familiären Verhältnissen unumkehrbar wurde, haben sie durch die Thematisierung der ganzen Breite dieser Problematik zur Bildung einer neuen nationalen Identität beigetragen.

»Es gibt einen neuen Geist in Portugal«

Lídia Jorge wurde 1946 in Boliqueime/ Provinz Algarve geboren. Neben ihrer schriftstellerischen Arbeit lehrt sie Literatur an der Universität Lissabon und engagiert sich im Medienaufsichtsrat.

NG/FH: In Ihrem Erstlingsroman *Der Tag der Wunder* von 1980 schildern Sie die Dorfgesellschaft von Vilamaninhos, die völlig verarmt und verzweifelt ist. Es wird eine Schlange gesichtet, die davonfliegt, ein »Zeichen der Wunder«, ein apokalyptisches Symbol der Hoffnung auf Veränderung. Am 25. April 1974 ereignete sich dieses Zeichen: Die »Nelkenrevolution« putschender Offiziere setzte 48 Jahre faschistischer Diktatur ein Ende. Sind die »Nelken« nicht recht schnell verwelkt, die Wunderzeichen der Revolution entzaubert worden? War die Revolution erfolgreich oder nur desillusionierend?

Lídia Jorge: Die Revolution hat nicht alle Veränderungen bewirkt, die notwendig gewesen wären, aber – im Rückblick betrachtet – hat sie doch den Vorgegeschmack auf die Demokratie vermittelt. Der Weg war und ist länger als wir gedacht haben, aber es ist ein notwendiger Weg, den wir nicht abkürzen können. Es gibt in diesem Punkt keine Desillusionierung. Das zeigt auch die gegenwärtige portugiesische Literatur: Die Revolution als Prozeß war ein Drahtseilakt zwischen Träumen und Selbstentzauberung, eine Dialektik von Wunschbildern und Selbstverwirklichung.

Wenn wir uns daran erinnern, was wir alles in der Vergangenheit erlebt haben, wenn wir daran denken, mit wieviel Verspätung die Demokratie errichtet wurde, wie groß der Mangel an Dialogfähigkeit war, wie sehr uns die freie Literatur und Kultur fehlte, so glaube ich, daß wir im Vergleich dazu schon einen weiten Weg zurückgelegt haben. Wir können also eine positive Bilanz ziehen. Es gibt einen neuen Geist in Portugal. Die Menschen meiner Generation fühlen das. Freilich

haben wir damals gewünscht, daß die Revolution tiefgreifender gewesen, der Prozeß der Entwicklung schneller abgelaufen wäre. Aber leider war das nicht möglich. Nun, es geht auch darum, alte Gewohnheiten, eingefleischte Verhaltensweise zu verändern. Und da überfällt uns manchmal schon diese Hoffnungslosigkeit.

NG/FH: In Ihrem letzten Roman *Paradies ohne Grenzen* schildern Sie die Stadt Lissabon am Ende der 80er Jahre. Eine Gruppe von sechs jungen Leuten wohnt in einem Abbruchhaus. Die Gruppe ist auf der Suche nach dem Absoluten, nach grenzenlosen Erfahrungen. Erlebt Lissabon gerade so etwas wie die *movida*, die Madrider Aufbruchsstimmung nach Franco, durchtanzte Nächte, neue Kneipenviertel, eine eigene Modeszene?

L. J.: Was zwischen Madrid und Lissabon passiert, ist schwierig. Obwohl die Hauptstädte so nahe beieinander liegen, entwickeln sich die Kulturen in einem anderen Rhythmus.

Wir haben ein kulturelles Überangebot, über das wir bis vor kurzem noch nicht verfügten. Heute ist Lissabon eine Stadt mit einem attraktiven Kulturprogramm. Im Moment spielen sich interessante, entscheidende Dinge ab. Die Jugend ist das Barometer für die Veränderungen einer Stadt. Ihr Bewußtsein ist kosmopolitisch. Die Jugend beruft sich indirekt auf unsere damaligen Vorstellungen. Wir wollten offen und gesellig sein, Moden übernehmen und neue lancieren. Die heutigen Jugendlichen verändern gerade wieder ihre Gewohnheiten. Es ist klar, daß das nicht immer positiv in unserem Sinne ausgeht. Am Rande, am Ende steht häufig das Unheil. Die Schriftsteller aber sind, wie man weiß, nicht immer auf der Suche nach dem Positiven. Gerade auf den Irrwegen, ja in der »Verdammnis« offenbart sich das menschliche Wesen in seiner Ganzheit. In meinem neuen Roman *Paradies ohne Grenzen* verfolge ich gerade diese »Mä-

ander« der Verdammnis, die Begegnungen mit dem Bösen.

NG/FH: Sie beschreiben also auch die negativen Seiten dieser portugiesischen *movida*?

L. J.: Ganz klar. Erst in der Konfrontation mit den Differenzen, Brüchen und Widersprüchen offenbart sich das menschliche Sein. Die Frage nach dem Negativen inspiriert mich beim Schreiben. Im Roman *Paradies ohne Grenzen* beschreibe ich eine Gruppe von Jugendlichen, die frei sein möchten, die mit der Vergangenheit – ihrer Familie, der Geschichte, der Kultur – brechen wollen, dadurch aber keinen Halt mehr haben und sich in ihrem eigenen Labyrinth, in der Schönheit der Stadt, in einem Kraftaufwand zur Erlangung von Authentizität verlieren, der darin endet, daß sie dem Absoluten gegenüberstehen, ohne Gegenpol, ohne Gegengewicht, das notwendig wäre, um zu überleben.

Es ist ein Kampf ums Überleben, bei dem sich jede(r) als Held behaupten muß, ohne zu wissen wofür, ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Gott. Die Jugendlichen sind reine Helden, weil sie um keine Ziele, keine Ideologie kämpfen. Ich habe mich mit diesen Jugendlichen getroffen, ich habe mich mit ihnen auseinandergesetzt, ich habe viel für sie übrig. Aber ein Buch kann man nicht erklären. Es schreibt sich von allein.

NG/FH: Wenn ich auf Ihren ersten Roman zurückblicke, fällt mir die Verwendungsweise von lyrischen Metaphern auf, viele Stimmen melden sich zu Wort, wuchernde Vergleiche und Phantasien, die ich als barock bezeichnen würde. Wie würden Sie selbst Ihren neuen Stil in *Paradies ohne Grenzen* kennzeichnen?

L. J.: Ich führe meinen polyphonen Stil fort: Viele Personen erheben ihre Stimme, gehen ineinander über und fließen zusammen, wie in meinem ersten Roman. Aber mein Stil ist karger, trockener, sachlicher, lichter geworden. Das liegt am städtischen Milieu, in dem der Roman spielt: Kurze Sätze, schnelle Bewegungen, während die lyrischen Metaphern dem ländlichen Milieu entsprachen. Die jetzigen Figuren denken in synthetischen Einheiten, ändern schnell die Richtung.

Dennoch ist auch das jetzige Buch ein barockes Werk, nur mit vielen Richtungswechseln, die den aufkreuzenden Figuren angemessen sind.

NG/FH: Sie haben eben gesagt, daß für Ihre Figuren – vor allem für die Hauptfigur, die zu einer Statue erstarren will – Lissabon ein Labyrinth ist. Als Besucher hat man ein ähnliches Gefühl, vor allem wenn man durch die Gassen der Altstadt, des *bairro alto* oder von Gracia spaziert und dabei ständig die Orientierung verliert. Was ist Lissabon für Sie, Lúcia Jorge?

L. J.: Nach der Bauweise und nach dem Stadtplan bleibt auch für mich Lissabon eine labyrinthische Stadt. Man sagt, Madrid sei eine männliche, Lissabon eine weibliche Stadt. Eine Stadt, die sich versteckt, die nicht alles auf das geometrische Maß ausrichtet, die nicht alles offen zeigt, auch den Reichen und den Reichtümern ihre verborgenen Winkel läßt. Das Grundmuster ist labyrinthisch.

Ich glaube, der Charakter von Lissabon wird entscheidend durch eine mentale Struktur geprägt, die durch und durch melancholisch ist. Aber es ist keine untätige, starre Melancholie, sondern eine laute, unruhige Melancholie, gemischt mit Ausgelassenheit. Ich denke, die Melancholie rührt daher, daß die Stadt im äußersten Westen liegt. Amerika und Portugal liegen eigentlich nebeneinander, wir sind landschaftlich miteinander verbunden, aber durch den Atlantik, durch einen ganzen Ozean, voneinander getrennt.

Ich würde sagen, Lissabon ist die letzte Stadt eines Kontinents. Es gibt nur noch den Atlantik. Wir Lissaboner waren und sind uns immer bewußt, egal wo wir hin wollen, nach Amerika, nach Afrika oder nach Indien, wir müssen immer weite Wege zurücklegen.

Die Melancholie – die Sehnsucht, der Abenteuergeist der Portugiesen – richtet sich nicht so sehr nach dem eigenen Kontinent, als nach entfernten Ländern, die wir erreichen wollen. Das hat unsere Lebensweise, die Gaugart der Stadt Lissabon, geprägt. Die beiden Ufer des Tejo liegen soweit auseinander, als wäre vor dem Meer noch ein weiteres Meer. Das er-



Lídia Jorge: »Die Revolution war ein Drahtseilakt zwischen Träumen und Selbstentzauberung.«

Foto: Isolde Ohlbaum

weckt die Sehnsucht nach einem entfernten Ziel, nach weiten, offenen Räumen.

NG/FH: Aber ist nicht diese *saudade*, diese Sehnsucht, die im Aufbruch schon wieder abgebrochen wird, zum Alltagsplatz, zum Verkaufsschlager der Tourismuswerbung geworden?

L. J.: Ja, ich denke schon, daß die Tourismusbranche dieses Klischee ausnutzt und als Ursprung des *fado*, unserer Gefühlswelt, ausgibt. Aber ich glaube, daß das Wort so nicht richtig interpretiert wird. Wenn man *saudade* hört, denkt man gleich an eine träge oder erstarrte Melancholie. Ich denke, es ist das Gegenteil, eine Empfindung, die wir alle haben, die universell ist. Pina Bausch hat, glaube ich, ein Wort verwendet, das dem unseren entspricht, einfach Sehnsucht. Der Ursprung des Wortes hängt zusammen mit *gravitas*. Es ist die portugiesische Ernsthaftigkeit und Erhabenheit, gleichzeitig eine Ratlosigkeit. Wir sind häufig perplex. Das hat nichts mit dem Trauern um eine glorreiche Vergangenheit zu tun. *Saudade* bedeutet: Respekt vor dem an-

deren, bei allen fernen Zielen ein ernstes Bemühen, Hindernisse zu überwinden. Wir haben nicht das Gefühl, wichtig in der Welt zu sein, spüren aber dennoch eine Kraft in uns, wir zu sein.

NG/FH: Für Sie ist die portugiesische Kultur in ein weltweites Netz eingegliedert, Lissabon eine Brücke zur transatlantischen Welt. Ist aber diese Brücke nach dem faschistischen Salazar-Regime, nach dem Kolonialismus, nach den Befreiungsbewegungen in Afrika, die ja durch die »Nelkenrevolution« von 1974 bestätigt wurden, nicht längst zusammengebrochen?

L. J.: Nein. Vor allem die Brücke zu Afrika ist nicht abgebrochen. Die gegenwärtigen Ereignisse, insbesondere die Migrationsbewegungen beweisen das. Es gibt zwei entgegengesetzte Denkweisen: Ein Teil der Weltelite und auch der Portugiesen ist mißtrauisch: Portugal und die portugiesischsprachige Welt, das ist ein einziges Armenhaus. Dieser Teil macht große Pläne für Portugal, aber wenn es um die Realisierung geht, wird wieder

alles fallengelassen. Auf der anderen Seite – und abgesehen von den politischen Eliten, die das nur von außen betrachten – gibt es etwas, das die portugiesischsprachigen Völker miteinander verbindet: Es gibt einen Austausch der Kulturen, der Literaturen, der Musik, ein gemeinsames Netz (*Anm.: in Asien: Ost-Timor, Macao; in Afrika: Guinea-Bissau, Capverdische Inseln, Angola, Moçambique, und mit großen Differenzen: Brasilien*). Wichtiger aber als die gemeinsame Sprache oder die Kultur, mit der sie sich verbunden fühlen, ist für die Menschen, daß sie keinen Hunger leiden und daß sie sich wohl fühlen. Aber wenn die Leute die gemeinsame Sprache und Kultur wichtig finden, muß man das auch respektieren. Die Menschen müssen selbst entscheiden.

NG/FH: Portugal, so heißt es, steht mit dem Rücken zu Europa, gehört aber möglicherweise zu den ersten Mitgliedern der gemeinsamen Währungsunion. Der portugiesische Schriftsteller und Anti-Europäer José Saramago redet in einer Metapher davon, daß sich die iberische Halbinsel an den Pyrenäen vom Festland löse und als Insel auf dem Atlantik näher an die anderen Kontinente heranrücke. Wie sieht Ihr Europabild aus?

L. J.: Portugal hat den gemeinsamen Weg mit Europa gewählt. Ich selbst gehöre zu denjenigen, die immer für die Integration gekämpft haben. Es gibt keine andere Möglichkeit für das heutige Portugal. Die Integration kann in jeder Hinsicht Positives bringen. Die anderen Länder haben dieselben Schwierigkeiten wie wir. Ich gehöre zu der Generation, die mit der fatalen Isolierung von Europa durch das Salazar-Regime gebrochen hat.

Heute gibt es eine neue Sichtweise: Selbst das mächtige Deutschland, England oder Frankreich können allein auch nichts ausrichten. Die Angst, die man vor dem Verlust der Autonomie oder der Identität hat, schwindet, wird langsam überwunden. Wir sind dazu verdammt, uns zu verstehen.

Das Gespräch mit Lídia Jorge führte Ruthard Stäblein.

RUTHARD STÄBLEIN

Die Bruchlinien des Marmors

Ein Porträt von António Lobo Antunes

Ein Projekt ist bescheiden. Ich möchte die Kunst des Romans verändern.« Sagt, nein haucht António Lobo Antunes ins Mikrophon. Er mag keine Journalisten, portugiesische empfängt er nur alle Schaltjahre, ausländische gelegentlich in einer psychiatrischen Klinik, in der er noch zwei- bis dreimal im Monat praktiziert, »um nicht den Kontakt mit der Wirklichkeit zu verlieren«. Ich habe besonderes Glück und Unglück zugleich. Ich schreibe ihm. Einen Monat lang versuche ich vergeblich, ihn anzurufen. Sein Telefon war abgestellt. Am Ende läßt er mich freundlich in sein Appartement eintreten. António Lobo Antunes wohnt abseits der winkligen Altstadtviertel von Lissabon in einem Hochhaus an einer Ringstraße. Aber der Blick aus seinem Arbeitszimmer ist unvergeßlich. Er schaut herab auf die roten Dächer und auf die weite, offene Flußmündung des Tejo. Sein Arbeitszimmer, nein seine Zelle ist kaum möbliert. Nur ein Tisch mit einer Marmorplatte und einer aufgeschraubten Ampel, wie eine Grablampe. Ein Buch liegt auf dem Tisch, gerade ist es ein Handke. Keine Bücher sonst. Nichts. Nur Fußballbilder kleben links an der weißen Wand. Die Marmorplatte ist in der Mitte entzweigebrochen, nicht in zwei glatte Teile, sondern längs der Äderungen des Marmors. Die Teile liegen wackelig auf einem Gestänge. Das Schreiben wird hier zum Balanceakt. Ein Computer, selbst eine Reiseschreibmaschine würde auf diesem Bruchstück umkippen. António Lobo Antunes schreibt eh nur mit der Hand. Er muß schräg nach unten oder schräg nach oben schreiben, mit Nachdruck, sonst fallen die Blätter runter, mit Bedacht, sonst schreibt er auf den Bruchrändern, oder ins Leere. Auf Bruchstellen hin sind seine letzten Romane gearbeitet. Geschichtlich konzentrieren sie sich um den 25. April 1974, den Tag der putschenden Offiziere, geogra-



Arbeitet als Psychiater, »um nicht den Kontakt mit der Wirklichkeit zu verlieren«: António Lobo Antunes

Foto: Anita Schiffer-Fuchs

phisch um Lissabon, ohne je beide Zentren zu erreichen.

In seinem letzten Roman, im *Handbuch der Inquisitoren*, beschreibt Lobo Antunes einen senilen Minister des Diktators Salazar. Aber man sieht ihn nie in seinem Ministerium in Lissabon, sondern nur auf seinem Landgut fernab der Stadt, wie er sein Personal drangsaliert, am Ende dann in einem Altersheim in einem Lissaboner Vorort verkümmert. Beschreiben ist der falsche Ausdruck. Lobo Antunes beschreibt nie. Er hat auch keinen auktorialen Erzähler, der den Leser bei der Hand nimmt und ihm zeigt, wo es lang geht. Lobo Antunes hört nur wie ein Psychiater den Stimmen seiner Patienten zu. Die Leidenden – denn handelnde Figuren im Sinne des klassischen Subjekts, das sich seiner Pläne und Taten bewußt wird, treten nur selten in der Romanwelt von Lobo Antunes –, auf die Leidenden erzählen aus ihrer Perspektive die Geschehnisse, das Schlamassel, das über sie hereinbricht, in Form von Berichten und Kommentaren.

»Jede Person soll der Spiegel einer anderen sein. In der gegenseitigen Reflexion wird der Kontrast der Charaktere, das Paradoxe ihres Lebens offensichtlich. Ich wollte eine manichäische Haltung gegenüber meinen Personen vermeiden. Keiner ist schwarz oder weiß, nur gut oder böse.

Dadurch entstanden für mich gewaltige technische Probleme. Ich habe erst spät kapiert, daß der Roman ein unabhängiger Organismus ist.

Zuerst sollte z.B. die Geliebte des Ministers ein Transvestit sein. Ich habe monatelang mit Transvestiten zusammengelebt. Mein Minister stimmte einmal zu, dann lehnte er wieder den Transvestiten ab, am Ende hat er das Mädchen angenommen, das ich ihm zur Verfügung stellte.«

Im *Handbuch der Inquisitoren* melden sich gleich 19 Stimmen zu Wort und erzählen ihre jeweilige Sicht der Dinge, den Untergang einer alten, ehrwürdigen Familie der Salazar-Zeit. Dabei verschwimmen die erzählten Ereignisse wie

die erzählte Zeit. Es wird nie klar, wann sich die Figuren erinnern. Einmal wird eine Mikrowelle erwähnt und damit auf die 80er Jahre angespielt. Dann wieder befürchtet der Minister so eindringlich die Kommunisten und den Einmarsch russischer Panzer in Portugal, als ob gerade eben Hammer und Sichel gehißt würden. Die Zeit zerfließt und bleibt doch fixiert auf die dunkle Vorgeschichte des April '74. Sie umkreist immer wieder dieses Zentrum. Die 19 Stimmen erinnern sich an Szenen von Brutalität, Angst, Allmacht, Muffigkeit und derber Sexualität auf dem Landgut des Ministers. Aber die Polyperspektive führt nicht zum Eindruck der Beliebigkeit. Denn jede Stimme beharrt auf ihrem Standpunkt und auf dem kleinsten Detail. So entsteht ein Stimmengewirr, ein Labyrinth ohne Ausweg, das nur mit höchster Aufmerksamkeit zu verstehen ist.

Der Autor erzählt im Gespräch, er habe sich beim Schreiben dieses Romans an den Symphonien von Mahler, bei einem anderen an der 3. Symphonie von Beethoven orientiert. Er sagt das so beiläufig und fast gelangweilt, als müsse er ein Pflichtprogramm absolvieren. Völlig unvermittelt hängt er die Bemerkung an eine Reflexion über den Leser als eigentlichen Autor seiner Romane an. Ich glaube Lobo Antunes nicht die ständigen Hinweise auf musikalische Werke von Bach, Beethoven oder Mahler. Denn dieser Autor komponiert keine Symphonien sondern eine unablässige Polyphonie, ja Kakophonie mit gebrochenen Stimmen und verstörten Monologen am Rande der Verstehbarkeit.

Manche Stimmen im Roman *Das Handbuch der Inquisitoren* reden Klartext, so der Erbe eines Wirtschaftsimperiums, der während der Nelkenrevolution um seinen Reichtum fürchten muß, im Gefängnis dann einen logisch durchdachten Plan entwirft, um wieder an all sein früheres Geld heranzukommen. Er denkt so raffiniert und nationalistisch und erzählt in einem Gefängnismonolog so strukturiert sein Leben, daß es den Leser überhaupt nicht wundert, wenn er mit Hilfe der Revolution alte Freunde ausbeutet

und seinen Reichtum sogar vermehren kann. Andere Stimmen sind wieder völlig verwirrt, sprechen in abgehackten Sätzen, im Staccato-Rhythmus eines Deliriums und mit dem Wortschwall eines Céline. Der alternde Minister, die Hauptfigur des 450-Seiten-Romans, wird vom Nachfolger Salazars, von Caetano abgehalftert, seine Frau hat ihn verlassen, er vergnügt sich mit dem Personal, bei der Geburt eines Bastards wird der Tierarzt geholt, das Landgut verkommt, der legitime Sohn ist völlig apathisch, verliert die *Quinta* an seinen Schwager, den Erben jenes Wirtschaftsimperiums.

Hinter diesem Geschehen kann der Leser die Anklage des Autors vermuten, der den Wiederaufstieg der alten Wirtschaftsquellen im gegenwärtigen Portugal verschlüsselt. Danach gefragt, wehrt António Lobo Antunes nur ab. »Ich habe keine Meinung über Portugal. Ich bin doch kein Intellektueller. Ich halte nicht viel von Leuten wie Sartre. Der hat höchstens ein, zwei richtig gute Bücher geschrieben, aber viele Meinungen vertreten. Ich schätze eher Künstler wie Picasso, die nebenbei möglicherweise auch politisch engagiert waren, in erster Linie aber Künstler blieben. Ich habe schon eine Meinung zu Portugal. Aber wenn ich sie jetzt äußern würde, müßte ich sie vielleicht in einer halben Stunde schon wieder revidieren. Ich möchte nur Romane schreiben. Ich bin kein Dichter, kein Novellist, kein Essayist, ich kann nur Romane schreiben.«

Im vorletzten Roman *Die natürliche Ordnung der Dinge* verrät ein Major, der schon 1950 gegen Salazar einen Putsch versuchte, unter der Folter der portugiesischen Geheimpolizei PIDE anstatt der Pläne seiner Mitverschwörer Familiengeheimnisse. Unter den Elektroschocks spaltet sich sein Bewußtsein auf in einzelne Erinnerungsbruchstücke. Der Tierarzt im *Handbuch der Inquisitoren* träumt beim Erwachen, während ihm plötzlich bewußt wird, welch ein Schreckgespenst an Ehefrau neben ihm liegt, von kleinen Schulmädchen und er träumt weiter von ihnen, während er statt einer Kuh der vom Hausherrn mit Hut geschwänger-

ten Domestikin des Ministers zur Geburt verhilft. Viele Romanfiguren des Autors sind in sich gespalten, auseinandergebrochen in zwei Hälften, wie die Marmorplatte des schreibenden Autors. Die aufsteigende Linie führt zu den Tagträumen, die absteigende in das Verhängnis der Realität.

Die portugiesische Vergangenheit, die individuelle und die historische, lastet auf den Romanfiguren von António Lobo Antunes wie ein Mühlstein, der alles Leben zermalmt. – Ab und zu keimt unter dem Rad der Geschichte ein bißchen Hoffnung auf. Aber sie entfaltet sich weniger im Leben als in den Träumen vom Leben, vom Fliegen über und sogar unter der Erde, von erfüllter Sexualität in einem verfallenen Winkel eines Hauses oder eines Landstrichs.

In einem seiner ersten Bücher erzählt ein verkommener Militärarzt in einer Kneipe von Lissabon einer Prostituierten die Greuel des portugiesischen Kolonialkriegs von Angola. António Lobo Antunes war selbst über zwei Jahre Chirurg an der Front in Afrika, seine Spezialität waren Beinamputationen. Beim Staatsstreich der Offiziere mit den Nelken in den Gewehrläufen war er 31 Jahre alt, bereits verheiratet, Vater einer Tochter. Er läßt sich in England zum Psychiater ausbilden, praktiziert in einer Lissaboner Klinik und beobachtet die psychischen Deformationen seiner späteren Romanfiguren. Die Ehe geht in die Brüche. Lobo Antunes widmet sich dem Schreiben. *Primo vivere, deinde scribere.*

Der Autor kreist in all seinen Romanen um die Geschichte Portugals und der Stadt von Lissabon. »Ich erfinde nichts«, bekennt er stolz. »Man könnte Lissabon nach meinen Romanen rekonstruieren.« – Aber am liebsten würde er Portugal verlassen. Nur, in seinem Alter, mit dem er kokettiert, mit 55 wäre ein Neuanfang unmöglich. Außerdem hängt er an der portugiesischen Sprache, an den sympathischen Lissabonnern. Er liebt, was er haßt. Wie nebenbei erzählt er nach einem Lob auf die deutsche Kritik von seiner deutschen Großmutter. Er konnte sie nicht ausstehen, weil sie ihn niemals

streichelte. Sein Vater sprach mit ihr zu Hause deutsch. Er selbst weigerte sich. Später wirft man ihm vor, wie ein Deutscher zu schreiben. Lange, komplizierte, verknotete Satzperioden die keiner verstehe (übrigens ein Vorwurf, den man auch Marcel Proust machte). Vom deutschen Urgroßvater habe er das Aussehen – einen Quadratschädel, blaue Augen. Aber dann besinnt er sich auf das für ihn Positive des deutschen und auch portugiesischen Erbes.

»Ich habe von dieser Großmutter die Disziplin, die Geduld und die Strenge geerbt, die für das Schreiben eines Romans unersetzlich sind. Denn ein Roman erfordert vor allem Geduld und Arbeit. Wenn Sie die lateinische Fähigkeit zur Improvisation, die lateinische Faulheit, die Empfänglichkeit für das Unerwartete mit dem deutschen Geist des methodischen Ernstes vermischen, kann das zu einem guten Ergebnis führen.«

António Lobo Antunes bewältigt den Alp seiner portugiesischen Vergangenheit und Gegenwart nur mit dem Furor seines Schreibens, vierzehn Bücher erscheinen fast im Jahresrhythmus, ein gehetzter Autor, gehetzte Figuren.

Wenn er im Schreibfluß schwimmt, arbeitet er 13 bis 14 Stunden am Tag. Wenn er nicht schreiben kann oder gerade wieder einen Roman veröffentlicht hat, fällt er in ein Loch, beschimpft seine Landsleute oder die Journalisten, daß sie ihn vom Arbeiten abhalten, versucht zu lesen, höchstens ein Buch liegt auf seinem Tisch.

Und rettet sich wieder, flüchtet in seine Schreibwut. Sein bescheidenes und doch hochgestecktes Ziel, die Kunst des Romans zu verändern, verwirklicht er, immer wieder.

Ein Mensch braucht täglich
2400 Kal. Ein Deutscher ver-
braucht täglich **3519 Kal.** –
so viel wie zwei Äthiopier.

Brot für die Welt: Den Armen Gerechtigkeit.

FRITZ GÖTTLER

Outlaw, Dichter, Anarchist

Michael Ondaatje hat die Werke Billy the Kids geschrieben

Left *Handed Poems*, so heißt das Buch im Untertitel, und jeder Amerikaner weiß, was damit gemeint ist: William Bonney, der »Verfasser« dieser gesammelten Werke, ist als Linkshänder eingegangen in die amerikanische Geschichte und in die Mythologie des Wilden Westens, unter dem Namen *Billy the Kid*.

Die »left-handed gun« war das Markenzeichen dieses Banditen und Killers, sie genügte, ihm Profil zu verleihen, ihn anders zu machen als die anderen, die Normalen, die Bürger der Gesellschaft, die sich da formierte nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkrieges. Linkshändige Poesie, Gedichte mit links, das meint auch: die Reibungen, die sich daraus ergeben, daß ein Outlaw sich als Lyriker betätigt, aber auch, umgekehrt: wie vielleicht jeder Lyriker sich als Outlaw verstehen muß, um zu überleben.

Als Lyriker hat auch Michael Ondaatje begonnen, eine seiner Gedichtsammlungen trägt den Titel *The Man with Seven Toes*. Heute ist er einer der größten Romanautoren der internationalen Literatur, für den *Englischen Patienten* hat er den englischen *Booker Preis* bekommen, ein multikulturelles Talent, das mit vielen Kulturen vertraut, in keiner wirklich zu Hause scheint: in Kanada lebend und arbeitend, tamilisches, singhalesisches Blut in den Adern. Keiner hat wie er das Transitäre zum wesentlichen Element seines Schreibens gemacht.

Und der Lyriker ist auch in seiner Prosa unverkennbar. Ondaatjes Buch über Billy, »die (fingierten) Aufzeichnungen des Outlaws« schillert in allen Facetten. Sie sind im Präsens konzipiert, aus dem Augenblick heraus, in den Momenten der Gefahr und der Verzweiflung, der Einsamkeit und der Hoffnung, der Exaltation und des Exzesses, des sexuellen Aktes und der Erfahrung des Todes. Da ist einer auf der Suche nach sich selbst, ein Außenseiter, mit dem keine Identifikation möglich ist, nur ein atemloses Staunen über die Fragen, die er der Welt stellt, und die Antworten, die er von ihr bekommt. Da gräbt einer tief in seiner Vergangenheit und in seiner Zukunft, legt die Schichten seines Charakters bloß. Und manchmal bleibt ihm nicht mehr, als sich dem Strudel der Sätze, der Gewalt der Worte zu überlassen.

Ein kurzes Leben, verstrickt in einige der brutalsten Episoden und Ereignisse der amerikanischen Geschichte. Sie dienen als Markierungspunkte in Ondaatjes erzählerischer Topographie, sind in der Gegenwart des Schreibenden, des Schreibens stets präsent. Die frühen, fast unbedachten Killings des jungen Kid, die Verwicklung in den Johnson County War, der undurchschaubar war mit seinen politischen, ökonomischen Verwicklungen, dann die Beziehungen zum Rancher Chisum, zu Lew Wallace, dem Gouverneur, und vor allem, was ihn mit Pat Garrett verband, der sich als Billys hartnäckigster Feind erweisen wird, als zweithartnäckigster vielleicht, denn der schlimmste war sich Billy womöglich selber. Ondaatje geht von den facts aus, so hat er es in all seinen Erzählungen gemacht. »Es ist unmöglich«, sagt Ondaatje, »sich nach dem Schreiben genau zu erinnern, was wahr und was erfunden ist ... Ich will, daß die Menschen und die Dinge in meinen Büchern ein Eigenleben haben. Daß sie sich im Laufe des Schreibens auf eine Art und Weise verändern, die ich nicht voraussagen kann.«

Auch Billy hat sich verändert beim Schreiben, die historische Figur. Eine Frage gibt es auch am Anfang des Buchs: »Ein Motiv? Eine Begründung, die wir geben können, um all diese Gewalt zu erklären. Gab es einen Ursprung für all dies?« Und eine erste spontane Antwort. Fragen, Antworten, Forschen, Erzählen, ein Prozeß, den die moderne Literatur seit Jahrzehnten reflektiert. Seinem Drehbuchautor Frank Nugent hat der amerikanische Regisseur John Ford für einen Film über die US-Kavallerie nach Custers Niederlage am Little Big Horn einen Berg historischer Bände zum Lesen gegeben, er hat ihm die historischen Stätten gezeigt und ihn die Atmosphäre schnuppern lassen. Er hat Nugent präpariert mit allen erdenklichen Mitteln, ihn vollgestopft mit Material und Eindrücken. Und nun vergiß das alles, hat er dann gesagt, und schreib mir »deine« Geschichte. Einer der schönsten Filme des amerikanischen Kinos ist dabei herausgekommen, *She Wore a Yellow Ribbon*, 1949. Das Kino ist meine Leidenschaft, sagt Ondaatje, meine Sünde. Natürlich würde auch er lieber, statt dem einsamen Geschäft des Schreibens nachzugehen, selber



22 war er, als er starb. Und 22 Leichen pflasterten seinen Weg. So will es zumindest der Mythos, an dessen Anfang ein gekonterter Abzug steht: Billy the Kid.

Foto: Ullstein Bilderdienst/Paul Hermann Streuff



Schreiben aus der Heimatlosigkeit heraus: Michael Ondaatje. Foto: Isolde Ohlbaum

Filme machen, Geschichten erzählen im Kino, zwei Dokumentarfilme hat er immerhin realisiert.

When the legend becomes reality, print the legend

»Wir gehören zu einer Generation, auf die der Film einen tiefen Einfluß ausgeübt hat. Ich bin von den visuellen Medien wesentlich stärker beeinflusst als jemand, der zehn Jahre älter ist als ich. Wir durchschauen die Spiele und Tricks des Kinos, sie sind Teile unseres Vokabulars...« Ein anderes Diktum von John Ford kommt einem in den Sinn: »When the legend becomes reality, print the legend«. Der Satz aus *The Man Who Shot Liberty Valance* könnte das Motto sein für Ondaatjes Text. Seine Legende kriecht Billy in der intensiven Lyrik seiner gesammelten Werke, in der *art brut* seiner Erfahrungen, in dem Theater der Grausamkeiten, das er als Bandit und als Verfolgter erlebt und entfacht. Mit dem Buch von *Billy the Kid*, 1970 geschrieben, erst jetzt, nach den großen Erfolgen mit *Buddy Bolden* und vor allem dem *Englischen Patienten*, erschienen, beweist Ondaatje uns, daß das Infantile das entscheidende Element der modernen Literatur sein wird, des restlichen Jahrhunderts. Der Infantile par excellence, das ist natürlich Billy, aber auch die anderen Ondaatje-Helden

weigern sich auf ihre Weise, erwachsen zu werden: der Jazzmusiker Buddy Bolden in New Orleans, der Graf Almassy, der sich zwischen die Fronten des Zweiten Weltkriegs verirrt und zum »englischen Patienten« wird.

»Das Land wird alt, und ich will es mit ihm werden«, sagt Pat Garrett in Sam Peckinpahs Filmfassung des Billy-the-Kid-Stoffes vom Jahr 1972. »Aber Kid will es offensichtlich nicht.« Peckinpah ist ein Geistesverwandter von Ondaatje, nicht weil er mit ihm die Faszination der blutigen Gewalt gegenüber teilt. Sondern weil er den Westen und den Western auflöst in einer Serie von intensiven Einstellungen, von denen jede für sich stehen muß ... Sammeln, was sich findet, ohne daß irgendetwas wirklich sich zusammenfügt. Lyrisches wechselt mit erzählerischen Passagen, aber ohne chronologische Struktur. Tage werden zu Sätzen gerafft, Sekunden dehnen sich ganze Seiten lang. Vertrautes, aus der Westergeschichte, wechselt mit bizarren, absurden, ganz und gar modernen Erfindungen. Aber alles wirkt, im Nebeneinander, auf gleiche Weise authentisch, original. *Left Handed Poems*, das suggeriert auch Texte, die nicht auf Vollendung aus sind, die entstanden sind nach einem Prinzip, das dem des Photographen I. A. Huffman ähnelt. »Ich möchte dir zeigen, was man vom Sattel aus machen kann, ohne Mattscheibe oder Stativ. Beachte bitte, wenn du die Muster bekommst, daß die Bilder mit weit offenem Verschuß gemacht wurden und daß viele von den am besten belichteten von meinem Pferd aus entstanden, während es in Bewegung war.« Ein anderer Billy, ein Erlöser, der eine Katze erlöst, die von einer Schlange gebissen wurde und in ihrem Schmerz und ihrer Angst vor dem Tod unter die Bohlen des Hauses geflüchtet ist, dorthin, wohin niemand ihr folgen kann von den Menschen. Also zieht Billy die Stiefel und Socken aus und huscht über die Bretter, schnuppernd, bis er die Stelle findet, wo die Katze sich verkrochen hat, und feuert durch den Boden. »Sie ist jetzt tot, Sallie, mach dir keine Sorgen.«

»Das Land wird alt, und ich will es mit ihm werden«, sagt Pat Garrett

Der Mythos Billy the Kid, aber auch: der Mythos Ondaatje. Joyce und Rushdie und Döblin, das sind die Vergleichswerte, mit denen die Literaturkritik operiert, sie denkt dabei an die Form des lyrischen, des eruptiven Erzählens. Ein Buch der existentiellen modernen Poesie, ein Buch der Introspektion, im ganz wörtlichen Sinn. Ondaatje macht Vivisektion und fördert Exkrememente, Hirnflüssigkeit, Schweiß, Urin

zutage. Im Herzen des Buches: eine Passage, da werden Billy und seine Freunde von Pat Garrett zurückgebracht in einem mehrtägigen Ritt durch die Wüste, auf ihre Pferde gekettet und für Tage dort belassen, daß sie im Sattel pissen müssen und die Sonne ihnen den Kopf ausdörft. Ein existentieller Trip, eine glühende Drogenerfahrung. »Am fünften Tag verwandelte sich die Sonne in ein paar Hände, die anfangen, mir die Haare vom Kopf zu reißen. Ruff-zupf, ruff-zupf. In zwei Stunden war ich kahl, mein Kopf wie eine Zitrone. Sie kratzte mit dem Fingernagel eine messerscharfe Linie von der Stirn bis zum Hinterkopf auf die Haut. Eine feine Linie von Blut quoll hoch und trocknete ... Der Hirnsaft begann hochzusteigen. Man konnte jetzt die Knochen und die graue Masse sehen. Die Sonne lehnte sich zurück und sah zu, wie der Saft verdampfte. Der Wind wurde stärker, ich war untergetaucht, in meiner Haut eingeschlossen, empfindlich wie ein gerade geborenes Tier, ich konnte alles spüren, ich konnte alles auf meiner Haut hören, während ich wie ein großes undurchsichtiges Straußenei auf dem bloßen Rücken des Pferdes saß. In meiner Haut hörte ich Garretts Stimme nah auf der Haut...«

Ein Buch der Passagen, die Geschichte vom Jungen, der zur Gewalt greift als dem einzigen Mittel, daß er nicht erwachsen werden muß. Der auf die Heimat verzichtet und auf Zugehörigkeit. Der multikulturelle Ondaatje: »Die wirkliche Kraft der amerikanischen Literatur«, schreibt Edward Said, »geht von Leuten aus, die in einer Generation 400 Jahre durchlebt haben, die durch die Welt gekreuzt sind und traumatische Geschichten durchgemacht haben, bevor sie auftauchten, und sie haben große, hinreißende Geschichten zu erzählen.« Ein Buch der Passagen, dafür sorgt die Linkshändigkeit dieser Lyrik: als Garantie, daß der Autor im Erzählen nicht die ursprüngliche Kraft seiner Erfahrung, seiner Lyrik verliert.

Die Kontinuität bewußt aufgeben, die fortlaufende Linie zerstören. »Ich schreibe einen ersten Entwurf, und dann schneide ich das wie einen Film. Probiere aus, verwerfe, stelle neu zusammen. Die Verbindung zwischen den Szenen ist sehr wichtig, und was man wegläßt oft wichtiger, als was man behält.«

»Wo rote Dinge waren«

Die Aufzeichnungen beginnen, wie es sich gehört, mit den Getöteten: eine Liste, willkürlich wie von Barthes und den Surrealisten gefordert. Nur der Schluß ist vorgegeben, keine Entwicklung: »Das Ende von allen: Ich liege an



Die »left-handed gun« war sein Markenzeichen: William Bonney

Foto: Ullstein Bilderdienst/Paul Hermann Streuff

der Wand/das Jucken der Kugel in meinem Kopf festgefroren/... Tausende von entzückenden perfekten Sonnenkugeln/zerbrechen einander Klick Klick Klick/Klick wie beim Reinigen einer Pistole/... Orangen rollen durch mein Zimmer und ich weiß ich weiß/es ist mein Hirn, das hinausspriest wie rotes Gras/dieses Zerbrechen, wo rote Dinge waren.«

Dieses Buch ist ein Orgasmus. Ist eine offene Wunde. Erst am Ende gibt es etwas wie eine Erlösung. Eine Einfachheit wie in den Abzählreimen der Kindheit: »Billy armer Jung ist tot/Mit dem Fischblick, lacht im Unglück/im Kopf Planeten, blutigrot...«

Der Lyriker Billy, der linkshändige: Die Legende, die Wirklichkeit und gedruckt wurde: »Ich werde im Gedächtnis der Welt sein, bis sie stirbt«. Die Linkshändigkeit verdankt sich einer berühmt gewordenen Photographie, die seitenverkehrt reproduziert worden war. Ondaatje hat es gewußt, mit Sicherheit. Linkshändige Lyrik: Ein bizarrer Zug im Rahmen dieses Mythos. Aber: eine optische Täuschung. Ein gekonterter Abzug steht am Ursprung dieses Mythos.

Michael Ondaatje: Die gesammelten Werke von Billy the Kid. Aus dem Englischen von Werner Herzog. Hanser Verlag, München 1997, 142 Seiten, DM 19,80

Dem Verfall verfallen

Antonio Lobo Antunes' *Odyssee zwischen Dreck und toten Vögeln*

Der Patron ist die Spinne im Netz der Inquisition, zieht vom Landgut aus in Guts-herrenmanier an den Fäden, in die die Leben der Opfer verpuppt sind. Die brüsten sich noch damit, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Der Patron (»Ich mache alles was sie wollen aber den Hut nehme ich nie ab damit klar ist wer das Sagen hat«) berät Salazar in Regierungsfragen und bereitet mit debilen hochdekorierten Greisen in seinem Heuschaber die Revolution vor, die ihn an die Spitze des portugiesischen Staates tragen soll. In seinem Autoritätswahn hat er die Zeichen der Zeit nicht erkannt und wird zum Opfer des kommunistischen Staatsstreichs (»Unsere Truppen sind zu den Kommunisten übergelaufen sagen Sie wir machen hier doch keine Kinderspielchen und sitzen auch nicht im Kino was für eine Gurkentruppe haben Sie denn da aufgetan General?«).

Leben, das an dünnen Fäden hängt. Max Beckmann: »Der Leiermann«, 1935 © VG Bild-Kunst, Bonn 1997



Der Patron entläßt sein plünderndes Personal, verschanzt sich mit einer Schrotflinte im Landgut, bereit auf alles zu schießen, was sich bewegt, auch auf die Raben, Frösche, Elstern: »alles Kommunisten«.

Grenzenloser Verfall, Ungerechtigkeit und Schrecken, in Portugal und Angola (»es ist die Liebe der Portugiesen zum Dreck, die erklärt, daß wir so gut mit dem Gestank der Nigger ausgekommen sind«) durchziehen den Roman von António Lobo Antunes.

Wie die zerbrochenen blinden Glasscheiben des Landguts präsentieren sich die Leben, die die gescheiterte Existenz des Patrons umkreisen. Dem Leser (»Sind Sie so dämlich oder tun Sie nur so«) – bleibt es selbst überlassen, sich ein Mosaik zu bilden aus den Geschichten. Der vom Sohn, der auf der Suche nach seinem Vater ist und eigentlich gar nicht existiert, von der Apothekerwitwe mit dem mikroskopisch kleinen Hund, dem fahruntüchtigen Chauffeur und dem Hauspersonal, das mittels Klebestreifen ein Bild der Muttergottes über der Jauche befestigt hat.

Auf der anderen Seite stehen die Gewinner der Revolution, die das verfallene Landgut aufgekauft haben, um dort profitable Eigenheime mit fließend kaltem und warmem Wasser zu errichten. Sie nehmen überhaupt nur drei Gruppen von Menschen wahr: »uns, die Mächtigeren und die, die die Mächtigeren Aufsteiger nennen«. Auch sie demaskieren sich als Strandgutexistenzen, dem Geld als neuer und einziger Macht verfallen, der zuliebe sie ihre Menschlichkeit aufgegeben haben.

Die inneren Monologe lassen in Lobo Antunes' Roman ein Panorama der Zwänge und Nöte entstehen, in dem die sieben Todsünden (Geiz, Hoffart, Neid, Unkeuschheit, Trägheit, Unmäßigkeit, Zorn) ihren festen Platz einnehmen und die Menschen zugrunde richten. Absolution wird den Figuren nicht zuteil, da diese nicht in der Lage sind, ihr eigenes Handeln und Denken zu reflektieren.

Die Stärke von Lobo Antunes ist nicht auf der sprachlichen Ebene zu finden, die durch die zahlreichen Reminiszenzen an

James Joyces *Ulysses* nahezu plagiathafter Natur ist. Sie liegt im Aufbau einer Erwartungshaltung im Leser, der im Sog der sich perpetuierenden Verfallsstruktur, den die einzelnen Monologe kanonhaft zu einer grandiosen Disharmonie aufbauen, auf eine Auflösung wartet. Man nähert sich ihr beständig, glaubt, sie in der Figur des Patrons zu finden, der als gebrochener Mann, als manikürter in Kantilen gewickelter Untoter in einem fabrikmäßigen Altersheim dahinsiecht («Pipi Herr Doktor Pipi pipipipipipi na was ist denn nun mal los bravo wunderbar heute werden Sie uns nicht die sauberen Laken schmutzig machen Sie kleiner Schwerenöter nicht wahr«).

Wie in der Anekdote von Mozart, Vater und Sohn, fehlt jedoch der letzte Akkord, die harmonische Auflösung, das ulyssische »Yes«. Obwohl der Patron den Hut längst abgenommen hat, alle Illusionen zerstört worden sind («Verbrennt die ganze Scheiße«), obwohl der Patron sich sein Versagen vielleicht eingesteht, kann der andere Weg, der, der alles übersteigt, nicht besritten werden. Das Buch endet wie dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke: »ich bitte Sie, vergessen Sie nicht dem Trottel von meinem Sohn zu sagen daß ich ihn trotz alledem...«.

António Lobo Antunes: Das Handbuch der Inquisitoren, Luchterhand Verlag, München 1997, 420 Seiten, DM 48,-

ULRICH BARON

Teufel oder Gaukler?

Helmut Krausser legt den Satan auf die Psycho-Couch

Cora Dulz hat eigentlich alles, was das Frauenherz begehrt: eine einigermaßen laufende psychiatrische Praxis, einen Gatten, der wegen Herzmuskelschwäche keine großen Seitensprünge mehr machen kann, ein Reihenhaus und zwei einander innigst verbundene Kater. Was also will sie mehr?

Das weiß sie auch nicht so genau. Ein Haus im Villenviertel wäre allerdings schon toll, aber sowas kostet. Strenggenommen hätte Cora also kein Motiv, ihren Robert ins Jenseits zu schicken. Weshalb die Polizei auch keinen Verdacht schöpfen wird. Robert stirbt im Halb-

schlaf. Er wäre glücklich gewesen, hätte er noch miterleben können, wie die Pressenotiz von seiner Ermordung seine Sammlung seltsamer Todesfälle («Belgier brät Gesprächspartner») um eine weitere vermehrt. Aber man kann nicht alles haben im Leben.

Natürlich steckt bei diesem Ende einer Ehe ein Mann dahinter, aber was steckt hinter diesem Mann? »Arm. Seidh. ungeb. Sch-r. am Kr.«, notiert Cora, als Stanislaus Nagy zum ersten Mal ihre Praxis besucht: Arm, mit ungebügeltem Seidenhemd und Schweißstrand am Kragen, ist er bei ihr aufgetaucht. Halbseiden. Zwielfichtig. Ein Psychopath? Ein Schwindler?

Nagy hat schließlich eine andere Erklärung parat. Er sei der Teufel. Kann man ihm so einfach glauben? Als Nagy sein diabolisches *Coming out* vollzieht, hat er Cora jedoch längst eingewickelt, mit seinem etwas angeschnudelten Charme und mit seiner zienlich merkwürdigen Geschichte.

Die fängt zunächst ganz menschlich an; mit einer Party zu seinem zwanzigsten Geburtstag. Natürlich wurde viel getrunken.

Nagy erzählt, wie er sich von den Gästen entfernte, und auch Cora schweift ab: »Muß noch eink. Zucc. u. Tom. für d. Spagh.« Machen wir's ihr nach und fügen hier eine charakterisierende Ergänzung ein: »Einmal pro Woche, am Freitag, kochte Cora für sich und ihren Mann Spaghetti. Präziser formuliert. Sie kochte einmal die Woche, immer nur freitags und immer Spaghetti mit diversem Gemüse und wenig Risiko«.

In Nagys Erzählung läuft mittlerweile Musik: »Eine Live-Aufnahme. Diese Stimme, so zauberhaft, unsagbar gewaltig...« Und plötzlich hatte Nagy eine Erscheinung gehabt. Eine Marienerscheinung. Doch die Frau, die damals aus der Finsternis stieg, war schon einige Jahre tot: »Maria Callas, gestorben '77. Der Punk kam gerade in die Welt. Hängt aber nicht ursächlich zusammen, denk ich.«

Dieses Phänomen ließe sich («Viel Bier») vielleicht noch erklären. Daß Nagy bald darauf seine teuflische Identität beteuert und erzählt, er habe die Callas in allen Höhen und Tiefen ihrer Karriere begleitet, meist in Gestalt eines schwarzen Pudels übrigens, macht die Therapie schwierig, wenn nicht gar unmöglich.

Zumal Cora immer mehr in den Bann ihres seltsamen Patienten gerät: »Coras derzeit liebste Phantasie enthielt einen Rollentausch: Nagy, weißbekittelt, schmiss sie ohne Lyrik auf den Schreibtisch, brutal, besitzergreifend, risse ihr die Kleider vom Leib (sie wählte für dieses Szenario eins ihrer älteren, abgenutzten Kleider, in der Meinung, daß sich Extase und Vernunft durchaus verbinden ließen).«



Biograph eines sensiblen Teufels: Helmut Krausser.

Foto: Isolde Ohlbaum

Solche vernünftigen Phantasien werfen Cora aus der Bahn. Abgesehen davon, daß eine persönliche Arzt-Patienten-Beziehung schon aus fachlicher Sicht abzulehnen ist, läßt Nagy auch ihren privaten Lebensplan zunchmend aus dem Ruder laufen. Doch wo führte der überhaupt noch hin? (Siehe oben).

Helmut Krausser versteht es ausgezeichnet, kleinbürgerliche Lebensentwürfe zu denunzieren. Zuvor meist aus der Perspektive des Außenseiters wie in den Romanen *Fette Welt* und *Thanatos*, hier nun eher von innen her und mit stark satirischen Zügen.

Nagy ist ein armer Teufel, er führt Cora in eine Welt ein, die eher kümmerlich als infernalisch wirkt: ein verlottertes Appartement, ein nächtlicher Besuch in einem Kaufhaus, wo Nagy angeblich als Detektiv arbeitet, das ganze in einer Stadt, die wie München am Meer anmutet.

Gegenüber Cora verhält er sich indifferent. Wir wissen nicht, ob sowas bei Teufeln üblich. Alles ist möglich. Oder wie Robert sagt: »Der Zufall ist zu allem fähig.«

Doch Nagy erzählt, wie er die Callas durchs Leben geführt habe, ohne ihr jemals so richtig nahekommen zu können, und eigentlich müßte Cora merken, daß dieser Mann, der unter anderem auch als großer Bagarozzy in einem Variete auftritt, sie längst zum Spielball gemacht hat. Während sie zunehmend aufzuleben glaubt, führt Nagy die Callas-Geschichte bis zum bitteren Ende einer früh gealterten, enttäuschten Frau, die auf ihrem letzten Foto in ihre Wohnung huscht.

Ausgerechnet an dieses Foto soll Cora ihn bei ihrer ersten Begegnung erinnert haben?

Cora ist schockiert: »So hat er mich die ganze Zeit gesehen. Als alte, zerstörte Frau.« Am Ende läßt sich die Selfmade-Witwe durchs Leben treiben, sieht Nagy, der mit einem kleinen, schmutzigen, schönen Mädchen an ihr vorübergeht und in der Stadt verschwindet. Vielleicht ist das die neue Callas. Vielleicht auch nicht.

Der große Bagarozzy ist ein vielseitiger Roman. Man kann ihn zur bloßen Unterhaltung lesen, und das werden die Leute, die ihr Geld ansonsten für amerikanische Schundware zum Fenster hinauswerfen, hoffentlich auch in Scharen tun. Krausser hat das populäre Thema der *Amour fou* um eine satirische Va-

riante bereichert; wirklich: bereichert. Coras Heim und Praxis, das häusliche Eimerlei und der leicht angeschmutzte Fremde, sein höllischer Hintergrund, seine Besessenheit von der Callas, nächtliche Streifzüge durch die große Stadt, Wühlen in alten Bildern und neuentfachten Leidenschaften -- das braucht man vielleicht gar nicht lesen, das kann man sich wahrscheinlich bald im Kino anschauen.

Vielleicht ist *Der große Bagarozzy* aber doch eher eine verdeckte Callas-Biographie? Oder eine Geschichte vom Verfall der rechten Teufelei? Was immer Helmut Krausser literarisch anpackt, es kommt stets mehr dabei heraus, als man dem Thema zugetraut hätte. Als zwiespältiger Charakter steht Nagy in seinem Werk nicht allein da. Hagen Trinker aus *Fette Welt* ist auch Herodes, der Babyförder. Der Held von *Thanatos* ist ein Mörder, der sich in sein Opfer verwandelt. Der große Bagarozzy ist alles, was er erzählt, und alles, was Cora in ihm sieht, denn durch sie sehen wir ihn, und am Ende ist er vielleicht doch nur ein schmieriger kleiner Gaukler. Und auch das wäre Cora wahrscheinlich schon genug gewesen.

Erzählerisch ist die Gestalt Nagy/Bagarozzy höchst listenreich entwickelt. Zunächst erscheint er als Patient, dessen Aussagen *a priori* als interpretationsbedürftig erscheinen: Spinnt er, oder spinnt er nicht? Sobald er sich als Teufel zu erkennen gibt, erscheint alles als interpretationsbedürftig: Meint er das ernsthaft, meint der Erzähler das ernsthaft. Lügt Nagy, glaubt er das selbst?

Cora Dulz schließlich ist ein weiterer Unsicherheitsfaktor: Hört sie richtig zu, schreibt sie richtig mit, sieht sie in Nagy am Ende nur, was

sie sehen möchte? Ein wahrhaft diabolisches Vexierspiel, das Krausser hiermit geschaffen hat, und das letztendlich auch den teuflischen Reiz erklärt, den der Titelheld auf Cora ausübt. Er ist kein Geist, der stets verneint, sondern einer, der scheinbar alles offen hält und der als Callas-Verehrer selbst in einen künstlichen Mythos verstrickt ist.

Der große Bagarozj gehört zu den originellsten Büchern dieses Herbstes: leicht und stark dialogisch erzählt, läßt es die Abgründe, über die es führt, zunächst nur ahnen, entläßt seine Helden und Leser am Ende in die große Stadt, wo auch diese Geschichte nur Episode gewesen ist, ein Tropfen, in dem sich die Welt gespiegelt hat. Es gibt noch viele andere Geschichten in dieser Stadt und in anderen. Niemand ist derzeit so berufen, sie zu erzählen, wie Helmut Krausser.

Helmut Krausser: Der große Bagarozj. Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek 1997, 187 Seiten, DM 32,-

STEPHAN KRASS

Poetologie mit Gnomen

Michael Maars literarische Essays

Am Buchhändler-Portal der Kathedrale von Rouen lauert eine unscheinbare, in Stein gehauene Skulptur auf ihren Entdecker. In einer kleinen Lücke der hochaufragenden Figurenwand liegt sie verborgen und blinzelt aus ihrer Anonymität dem Besucher der Kathedrale herausfordernd entgegen. Der Besucher weiß um die Existenz dieser Figur und ist eigens nach Rouen gepilgert, um den geheimnisvollen Gnom ausfindig zu machen. Immer wieder läßt er sein Auge über das steingewordene Heer der kleinen grauen Männchen gleiten, doch eben dieses eine sieht er nicht.

Da, als er sich schon zum Gehen abgewendet hat, bleibt sein Blick plötzlich an einer liegenden Figur hängen, die ihn aus winzigen Pupillen ansieht. Er hat den Gnom entdeckt. Oder sollte man sagen: Der Gnom hat sich ihm gezeigt? Jedenfalls berichtet Marcel Proust bewegt von der Begegnung mit dem winzigen Ungeheuer, um dessentwillen er nach Rouen gefahren ist. Der Kunstkritiker John Ruskin hatte den Gnom abgezeichnet. Seitdem wollte

Proust ihn sozusagen – leibhaftig – sehen. Nun blickt er ihm ins Angesicht.

In Michael Maars Lesart dieser Episode wird der Gnom im Gemäuer der Kathedrale zum Prüfstein jeder Lektüre. »Das grimmige Männchen des Buchhändler-Portals ist ein Memento für jeden Leser ... Überall in den Werken der Literatur wimmelt es von Gnomen, von unscheinbaren Randfiguren, die darauf warten, nicht überlesen und aus ihrem Interimstod gerissen zu werden. Die Kunst ist nichts ohne ihre Details.« Später, im Zusammenhang mit Nabokov, ist dann sogar von »heiligen Details« die Rede. Den Weg zum Tabernakel weisen die Gnome. Wer sie nicht wahrnimmt, kommt vom Weg ab und verpaßt die Textspur.

Erst wenn sich bei der Lektüre all die »ausgesprochenen und wortlosen Gedanken und Gesten« in ein Bild fügen, tritt uns das »verborgene, wahre Ich des Autors« entgegen, jenes Proustsche *autre moi*, das nach der »Verwandlung in Kunst« verlangt. Nun kann sich das »Versprechen der Literatur« erfüllen, dem eine »stille Forderung« zugrunde liegt. Der Leser muß sich auf das Andere, das Fremde einlassen. Sein »Interesse am Nicht-Ich« schließt ihm den Text auf. Autistische Leser sind die »natürlichen Feinde der Steinmännchen«. Nach dieser kleinen Poetologie mit Gnomen und anderen Fremdkörpern kann die *Feuer- und die Wasserprobe* beginnen. Dieses textkritische Verfahren kennzeichnet zunächst Maars eigenes Vorgehen, wenn er die versammelten Aufsätze – meist aus Zeitungs- oder Zeitschriftenkritiken hervorgegangen – eine Weile der »Schubladengruft« anheimgibt, um sie nach einer gewissen Ablagerungszeit einer »zweiten Inspektion« zu unterziehen. Nur was im Kern Bestand hatte, wurde »zerlegt und revidiert, gestrafft und oft erweitert, um- und öfter neugeschrieben.« Das Ergebnis sind zwanzig »Essays zur Literatur«, die eindrucksvoll Zeugnis von der obsessiven Lektüre des Autors ablegen.

Anläßlich der Besprechung von Heinrich Deterings Habilitationsschrift über das »offene Geheimnis« der Camouflage bemerkt Michael Maar, das »schlichteste, älteste, schwierigste, dankbarste Instrument (sei) die gründliche Lektüre.« In dieser Hinsicht hat er sich selbst nicht geschont. Denn darin, daß ein großer Text beide Prüfungen bestehen muß – die *Feuer- und die Wasserprobe* – weiß er sich mit Thomas Manns Anspruch, ein gutes Buch müsse jener »doppelten Optik« standhalten, einig. »Bei der Erstlektüre« – so Maar – »kann ein Buch ästhetische Wahrheiten enthüllen, die es später nicht mehr preisgibt ... Bei der Wiederlektüre wird man merken, wie es funktioniert; nur bei der ersten aber, ob.«

Bei der Inspektion von Maars Büchertempel sind wir durch das Buchhändler-Portal eingetreten und stehen nun im Hauptschiff. Sofort wird augenfällig: in diesem Letternkosmos gibt es eine Hausordnung. Wir sehen die alles überragenden Säulenheiligen von festen Sockeln auf das andächtige literarische Fußvolk herabblicken. Es sind dies Marcel Proust, Thomas Mann und Vladimir Nabokov. In den Seitenschiffen gibt es anscheinliche Altäre für Shakespeare, Kleist, Kafka und Hans Christian Andersen. Auch für Joyce und Borges finden sich noch Opferstöcke, Beckett hingegen dient nur als Kerzenhalter am Proust-Sacrificium.

Die Ordnung der »heiligen Details« kennt auch den hehren Stand jener literarischen Zwitterwesen, die sich engelgleich aus der grauen Schar der *poetae minores* erhoben haben, aber für die gerade kein Sockel frei ist. Wenn sie jung sind wie Nicholson Baker, der »keusche Pornograph und Großneffe Prousts«, können sie selbst noch an ihrem Ruhm arbeiten. Können sie das nicht mehr, müssen andere an ihrem Nachruhm arbeiten. Maar führt das mit souveräner Geste am Standbild des toten Dichters Leo Perutz vor und legt dabei »Züge einer geistigen Physiognomie« frei, die der bornierten Philologie verborgen geblieben sind. Aber auch den Tagebüchern von Virginia Woolf gewinnt Maar eine Lesart ab, in der man – um es mit der Dichterin selbst zu sagen – »durch die Wörter immer die Seele sieht.« Auf nicht weniger als 35 Krankheiten kommt der amerikanische Mediziner Bernard Strauss am Krankenbett von Marcel Proust. Michael Maar resümiert: »Aus der Sicht der Literatur war der Stern über Prousts Leben ein guter, aus jeder anderen Sicht ein böser. Auf vertrackte und ironische Weise sind am Gelingen der *Recherche* gerade die Ärzte beteiligt, die Proust nicht heilen konnten.« Es wäre nicht der erste Fall einer Krankheit, die nicht verheilen darf, weil sie sich auf anderem Terrain als äußerst produktiv erweist. Gerade die Dichter sind dieser Verführung, die die Psychoanalyse als sekundären Krankheitsgewinn kennt, oft erlegen.

Ein letzter Blick in Maars Literaturkathedrale fällt auf die Büßerbank. Hierhin hat der strenge Hausherr mit schulmeisterlichem Bannfluch den »Stilisten« Botho Strauß verdammt. Über dessen gelegentliche Überinstrumentierung mag man sich mit Recht mokieren, doch da verläßt den sonst so urteilssicher auftretenden Literaturkenner die Balance und ein überhebliches Ressentiment bemächtigt sich seines Griffels. Statt im Autor des *Anschwellenden Bocksgesangs* den Stilisten zu kritisieren, wäre es erhellender gewesen, ein paar Gedan-

ken darauf zu verschwenden, wie eine Medienöffentlichkeit strukturiert sein muß, in der die Reizvokabeln eines vergleichsweise marginalen Textes zur Gesinnungsprobe eines ganzen intellektuellen Milieus avancieren konnten.

Den Text über Botho Strauß kann man also nicht zur Re-Lektüre empfehlen. Man merkt gleich, daß er nicht funktioniert. Allen anderen Texten wünscht man indes Erst- und Zweitlectüren. Hier überzeugen stupende Text- und Werkkenntnis, akribische Lektüre und eine ausgeprägte Abneigung gegen philologische Langeweile. Auch wie Maar die »heiligen Details« aus dem Lebensumfeld seiner Protagonisten kunstvoll in die jeweilige Betrachtung verwebt, ohne in die Gefahr des Biographismus zu geraten, verdient Respekt. So werfen wir dem einen letzten suchenden Blick auf das Buchhändler-Portal und stellen fest, der Gnom ist wieder verschwunden. Jetzt, wo wir wissen, daß er sich durch hartnäckiges Lesen bisweilen erweichen läßt, sehen wir der nächsten Lektüre etwas gelassener entgegen.

Michael Maar: Die Feuer- und die Wasserprobe. Essays zur Literatur. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1997, 261 Seiten, DM 4,-

PETER G. BRÄUNLEIN

Im Kongo

Urs Widmer spielt modern
mit alten Mythen

Bis heute gilt hierzulande der Kongo (das heutige Zaïre) als Inbegriff des »Dunkelsten Afrikas: Hort von Killerviren, Gebiet absurder und brutaler Stammeskämpfe, Schauplatz archaischer grotesker Riten. Diese Wahrnehmung hat eine über hundertjährige Tradition und sagt mehr über westliche Phantasien als über die tatsächlichen Probleme eines Landes mit höchst modernen Problemen aus, die ihren Ursprung zu einem beachtlichen Teil in der Kolonialzeit und einer radikal mißglückten Entkolonialisierung haben.

Die »Kongogreuel«:
Stanley, Leopold II., Conrad

Henry M. Stanley, ein im bürgerlichen Leben fast schon Gescheiterter, der es dann aber doch

noch zu einem angesehenen Sensationsjournalisten brachte, erforschte nicht nur den Kongo, sondern er erfand ihn für sein nordamerikanisches und europäisches Publikum. Mit Sinn für die Effekte des Schauerromans, mit kultureller Überheblichkeit und Ignoranz und einer kräftigen Prise Sozialdarwinismus stilisierte er sich in seinen Weltbestsellern *Durch den dunkeln Welttheil* (1878) und *Im dunkelsten Afrika* (1890) zum heroischen Vorkämpfer der Zivilisation und bewies seine aggressive Männlichkeit durch Auspeitschen und Erschießen von »Eingeborenen«. Immer wieder besiegt er bizarr aussehende Zwerge und Riesen, die viel Lärm machen und sinnlos gewalttätig sind und hinter denen noch weit

gefährlichere Kannibalen lauern. Stanleys Bücher wurden nicht nur von Ernst Jünger verschlungen, der das ihm von der Großmutter geschenkte *Im dunkelsten Afrika* auf seine jugendliche Flucht zur Fremdenlegion mitnahm, sondern auch von dem Kolonialsadisten und Gründer von Deutsch-Ostafrika Carl Peters. Bis in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts hinein gehörten Stanleys Abenteuer in Kinder- und Jugendbuchversionen zur Pflichtlektüre heranreifender Knaben.

Die Wirklichkeit des Kongos war in der Tat brutal, nur in einem völlig anderen Sinne als dem von Stanley behaupteten. Stanleys zeitweiliger Auftraggeber und Finanzier, der belgische König Leopold II., größtewahnsinniger Sproß eines unbedeutenden deutschen Adelsgeschlechts, ließ im Kongofreistaat, den ihm die Berliner Westafrikakonferenz 1884/85 als Privatbesitz überlassen hatte, ein Terrorregime sondergleichen errichten. Immer kurz vor dem Bankrott, verkaufte Leopold II. Konzessionen, institutionalisierte die Zwangsarbeit und ließ sich gleichzeitig in Europa als Vorkämpfer eines Kreuzzugs gegen den Sklavenhandel feiern. Als kritische Stimmen von Missionaren und Humanisten immer lauter wurden, erläuterte Leopold II. 1897 seine Position in einem Brief an seine Angestellten im Kongofreistaat »Erziehung zur Arbeit«. Diese forderte jährlich schätzungsweise 100.000 Tote und abertausende verstümmelter Opfer, denen zur Strafe etwa die Hände abgehackt worden waren.

1890 schlüpperte der frischgebackene Kapitän Joseph Conrad, der gerade an seinem



Auch ein Klischee: Eine junge Frau bereitet eine Fischmahlzeit an den Ufern des Kongo. Foto: dpa

ersten Roman *Almayers Wahn* schrieb, als Begleiter, der sich Notizen über die Probleme der Flußschiffahrt machte, auf der *Roi des Belges*, einem 17,5-Tonnen-Kahn, den Kongo aufwärts. Die Fahrt verlief ohne besondere Vorkommnisse, doch Conrad holte sich eine Malaria und litt lange an fiebrigen Alpträumen. Als er Jahre später in *Herz der Finsternis* (1899) seine Kongofahrt literarisch verarbeitete, war er längst seßhaft geworden. *Herz der Finsternis* ist, wie Urs Widmer meint, ein »Männerbuch par excellence« – und zwar ein sehr westlich geprägtes –, was u.a. in den symbolisch aufgeladenen Beschreibungen deutlich wird: Der Kongo erscheint als gigantische Frau, das Kolonialmonster Kurtz endet nach orgiastisch-ekstatischen »unsagbaren Riten«.

Die »Kongowirren«: Lumumba, Kongo-Müller, Mudimbe

Nachdem 1908 der belgische Staat Leopolds Privatkolonie übernommen hatte, verstummte allmählich die Kritik und der nunmehrige »Belgisch-Kongo« verschwand für Jahrzehnte aus dem Blick der breiten westlichen Öffentlichkeit. In den kleinen afrikainteressierten Kreisen brachte er es zum Ruf einer »europäischen Musterkolonie«. Tatsächlich begann im Belgisch-Kongo im Vergleich mit anderen Kolonien erst spät eine antikonkoloniale Bewegung und die Belgier versuchten erst ab Mitte der fünfziger Jahre, Afrikaner in das gesellschaftliche und politische Leben zu integrieren. Die Entkolonialisierung wurde zum Fiasko. Nur wenige Tage

nach Erklärung der Unabhängigkeit 1960 meuterten afrikanische Truppen gegen ihre sich nach wie vor als Kolonialherren aufführenden belgischen Offiziere. Panik brach unter den weißen Siedlern aus, zuerst intervenierten die Belgier, anschließend griffen UNO-Truppen recht ungeschickt ein. Die reichste Provinz, Katanga, trennte sich, gefördert von Minenkonzernen, vom Kongo. Der gewählte Präsident Lumumba nahm Kontakt mit der Sowjetunion auf, wurde wenig später abgesetzt und schließlich, ohne daß die UNO-Truppen eingegriffen hätten, an seine Gegner ausgeliefert und ermordet.

Die Lumumba-treue, in sich gesplante Bewegung wurde 1965 besiegt. Auch das Engagement Che Guevaras, der in völliger Verkennung der Lage meinte, daß »der Kongo ... als Basis dienen [solle], das heißt als Zündschnur, um die Revolution in alle afrikanischen Länder zu tragen«, änderte daran nichts. Ebenfalls 1965 riß Mobutu die Macht endgültig an sich. Als sein Vorbild kristallisierte sich nach und nach Leopold II. heraus. Ähnlich wie in den Kolonialtagen behandelte er das 1971 in Zaire umbenannte Land als seinen Privatbesitz und plünderte es gnadenlos. Allein auf Schweizer Konten soll Mobutu heute ein Vermögen von 4 Milliarden Dollar haben.

In der westlichen Öffentlichkeit erschienen die »Kongowirren« als Bestätigung Stanleyischer Phantasien: ein riesiges blutrünstiges, archaisches Chaos. Peter Scholl-Latours Abenteuerreportagen, gesammelt und neu herausgegeben als *Mord am großen Fluß* (1986), eines der erfolgreichsten Afrikasachbücher der Nachkriegszeit, ist dabei nur Schonkost im Vergleich zu dem Pseudo-Dokumentarfilm *Africa Addio* (1966), ein Kinokassenschlager der sechziger Jahre: »Jeder Tag, der seit der Unabhängigkeit des Kongo vergangen ist, hat die aus Revolutionen, Meuterei, Vergewaltigung, Mord, Stammesfehden, Hexerei und Intrigen zusammengesetzte Geschichte dieses Landes mit neuem Blutvergießen ergängt.«

Kurz zuvor hatte der spätere »Herausgeber« der gefälschten Hitler-Tagebücher, Gerd Heidemann, den deutschen Söldner Siegfried Müller (Kongo-Müller) im Kongo aufgestöbert und verdiente sich mit einer großen STERN-Reportage über diesen Herrenmenschen ersten journalistischen Ruhm.

Eine realistische literarische Verarbeitung der »Kongowirren« findet sich in dem Roman *Auch wir sind schmutzige Flüsse* (frz. 1976, dt. 1982) des aus Zaire stammenden Literaturwissenschaftlers und Schriftstellers V. Y. Mudimbe. Aus ständig wechselnden Perspektiven und mit eingearbeiteten historischen Dokumenten

erzählt Mudimbe die Geschichte der Liebe zwischen einer schönen, gebildeten Prostituierten und einem mächtigen Minister in der korrupten, von Gewalt zerfressenen Gesellschaft Kinshasas, dem ehemaligen Leopoldville. Skeptisch steht der Erzähler beiden Parteien im Bürgerkrieg gegenüber, an die Vision einer erneuerten moralischeren Gesellschaft glaubt er nicht. Indem Mudimbe die psychologischen Untiefen seiner Figuren auslotet, seziiert er zugleich die fatale Verwirrung der nachkolonialen Gesellschaft Zaires: Machthunger und blinder Idealismus hängen ebenso unentwirrbar zusammen wie eine pervertierte Tradition und eine verunglückte Moderne, eine unbändige Lebenslust geht mit einem zynischen Pragmatismus einher, sogar der Terror der Regierung und der Guerilla trägt melancholische Züge. Nur eines ist trotz Intrigen, Verrat und Gewalt klar: Am Ende geht der ebenso banale wie verblüffend »westliche« Alltag in Kinshasa weiter.

Urs Widmers surrealistischer Pop-Traum vom Kongo

Urs Widmers Roman *Im Kongo* wurde von der Kritik als »wildes Buch« (SONNTAGSBLATT), »ungeheures Phantasma« (ZEIT), »surrealistischer Pop-Traum-Roman« (WOCHE), »Implosion des Exotismus« (FRANKFURTER RUNDSCHAU) und »schwarzhumorige Satire auf Rassismus« (BAYERN 3) gefeiert. Nichts davon ist falsch!

Doch zunächst einmal schreibt Widmer weiter an den »Gegenträumen« seiner Kindheit mit ihren fetischartigen Objekten und »magisch aufgeheizten Kindheitslandschaften«. Wie Widmer in seinen Grazer Poetikvorlesungen *Die sechste Puppe im Bauch der fünften Puppe im Bauch der vierten* (1991) erläuterte, äußern sich in seinen Büchern jene »lebenslang (aufbewahrten) kindlich-archaische(n) Denk- und Empfindungstypen« mit ihren Ausbruchphantasien: »Der Kern der Bedeutung allen Reisens aber ist die Utopie. Der Entwurf von etwas ganz anderem. Die Hoffnung, die Sehnsucht nach einem anderen Leben. Nach besseren Bedingungen. Nach Glück. Die Sehnsucht der Veränderung des Jetzt und Hier, durchaus des eigenen Innern, wird in die Distanz verlegt. Afrika bedeutet dann mögliches Glück und allerdings stets auch, als Rückseite der Medaille, unerhörte Schrecken.«

So ist denn auch für Widmer sein zweites Buch *Die Forschungsreise* (1974) »ein Stück sorgfältigst larvierter Heimwehliteratur«. Tatsächlich kostümiert sich der Ich-Erzähler in diesem Roman als Mischung eines Polar- und Afrikaforschers mit Norwegerpullover, Patro-

nettasche und Botanisiertrommel, packt den Tropenhelm, »das Serum gegen Vipernbisse« und »die Glasperlen für allfällige Eingeborene« ein, hinterlegt den Abschiedsbrief auf dem Teppich und bricht zur Besteigung eines hessischen Berges auf. Während der Wanderung tagträumt er sich mal als Stanley, mal als Livingstone und gelegentlich als Albert Schweitzer. Am Schluß kehrt er unverseht und glücklich in seine Frankfurter Mansardenwohnung zurück, wo er sich dann genüßlich ein warmes Bad einlaufen läßt.

Der sechsfundfünfzigjährige Ich-Erzähler Kuno in *Im Kongo* ist ein leichtgläubiger, schüchterner Oberpfleger in einem Züricher Altenheim, der, während er mit einem Küchenmesser die Kaugummis vom Fußboden im Zimmer einer verstorbenen Heimbewohnerin entfernt, vom großen Abenteuer träumt. Begierig hört er einem alten Herrn zu, der von seinen angeblichen Heldentaten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus erzählt, die immer dramatischer und phantastischer werden und schließlich in einem überragenden Erfolg münden, denn er setzte im Gespräch mit Hitler »die erste telefonische Degradierung in der Geschichte des Nationalsozialismus« durch. Danach bricht Kuno in den Kongo auf, um in der Filiale einer von Leopold II. konzessionierten Brauerei in Kisangani, dem ehemaligen Stanleyville, nach dem Rechten zu sehen. Wie Conrad fährt er mit einem »17,5-Tonnen-Kahn« den Kongo aufwärts, wie in *Herz der Finsternis* ist der Fluß unheimlich-bedrohlich, denn von den Ufern „dröhnten Trommeln“ u.ä. Geleitet wurde die Brauerei von Kunos Jugendfreund Willy, der Kunos Jugendliebe Sophie geheiratet hatte, doch Kuno trifft nur auf ein »Zuritüttsch« sprechendes schwarzes Paar. Kuno rechnet nun mit seiner unmittelbar bevorstehenden rituell-grausamen Ermordung, nur allmählich akzeptiert er, daß Willy und Sophie während ihres jahrzehntelangen Kongoaufenthalts selbst schwarz geworden sind. Willy nimmt Kuno als seinen »Groß-Wesir« zum jährlichen »Königstreffen« der »Stammesfürsten« mit. Stanleys Kongo ist modernisiert: Die »wilde(n) Monster« sind zwar immer noch in »zottige Felle« gekleidet, doch ansonsten geht es fast schon wie auf einem modernen Geschäftsfest zu – Aufträge werden ausgehandelt, zu viel Osterbock fließt die Kehlen hinunter und als Dreingabe unter Geschäftspartnern ist für Huren gesorgt. Ein ebenfalls schwarz gewordener Kuno kehrt in die Schweiz zurück und wird von der attraktiven, vorher so abweisenden Pflegeschwester des Altenheims verführt. Mit ihr geht er wieder in den Kongo, jetzt als Brauereileiter. Kuno steigert die Pro-

duktion von Osterbock, wird »im Herzen Afrikas« zum »Markt-Leader«, nimmt als »Großmächtiger« am »alljährlichen Häuptlingstreffen« teil und veranlaßt Mobutu, einen mächtigen General in die Schranken zu weisen. Am Schluß ist er wieder da, wo er schon in seiner Kindheit war – in einem verwunschenen Märchenwald, der jetzt allerdings im Kongo liegt.

Urs Widmers *Im Kongo* ist ein verspielt-ironisches Buch über unseren phantasierten Kongo. Erst wenn wir diesen vermessen und durchschaut haben, bekommen wir vielleicht einen freieren Blick auf den tatsächlichen Kongo. Möglicherweise werden einigen Lesern sogar ein paar rassistische Projektionen bewußt. In einer Welt, in der der koloniale Alptraum nicht nur bis heute die ehemaligen Kolonien verunstaltet – sei es durch direkte Nachwirkungen, sei es durch nunmehr schwarze Herrscher im Kolonialstil – sondern auch die europäische Wahrnehmung Afrikas stärker prägt, als meist eingestanden wird, wäre das schon ein kleiner, aber wichtiger Schritt.

Joseph Conrad: Herz der Finsternis. Neu übersetzt von Urs Widmer. Hoffmanns Verlag, Zürich 1992, 208 Seiten, DM 36,-

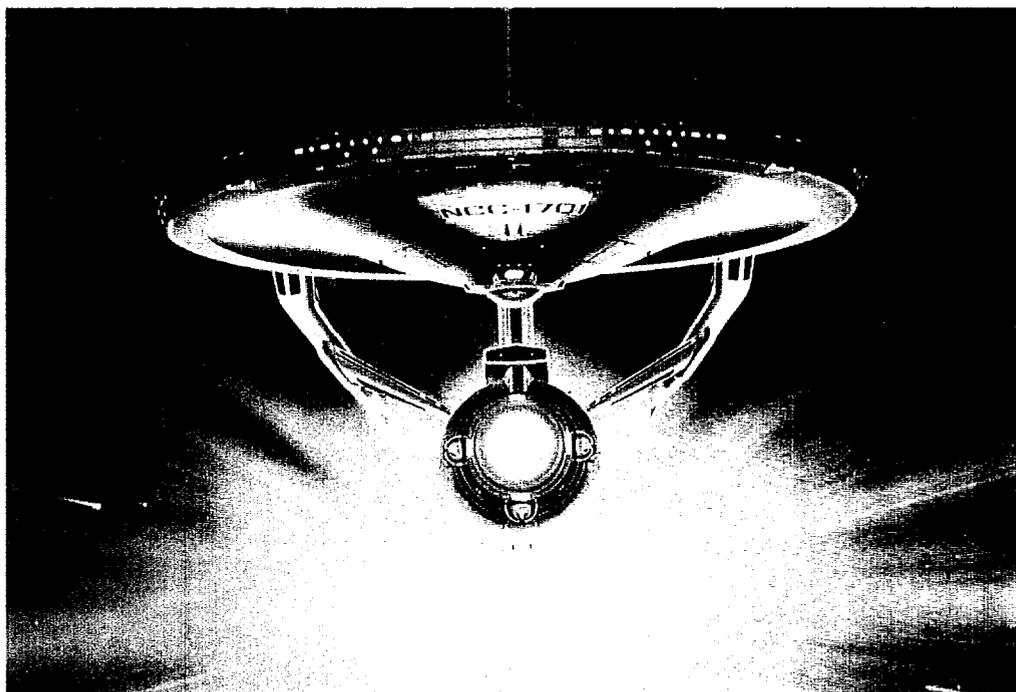
Urs Widmer: Im Kongo. Diogenes Verlag, Zürich 1996, 215 Seiten, DM 36,-

ULRICH KARGER

Neue Bücher

Science-Fiction '97

Die *Turing-Option* bezieht sich auf Allan Turings in den 50ern festgelegte Definition, wonach man dann von Künstlicher Intelligenz (KI) sprechen kann, wenn der Dialog mit einer Maschine nicht mehr von dem Gespräch unter Menschen zu unterscheiden ist. Harry Harrison, ein bekannter SF-Autor, und Marvin Minsky, ein noch arrivierterer Kognitions-Wissenschaftler haben sich zusammengetan, um einen Roman zu diesem Thema zu verfassen. Im Jahr 2023 erleidet Brian Delaney bei einem Überfall auf sein Labor eine schwere Kopfschußverletzung. Auf Grund seiner die nationale Sicherheit involvierenden Forschungen wird Brian die beste ärztliche Pflege zuteil.



Energie! Das Kultobjekt aller Science-Fiction-Fans: Raumschiff Enterprise

Foto: Cinetext

So versucht eine Ärztin mit elektronischen Implantaten Brians Gehirn zu rekonstruieren – nach einem Programm, das der 24jährige selbst geschrieben hat. Doch die Erinnerungen an die letzten zehn Jahre scheinen endgültig verloren. Dennoch gelingt es Brian, seine Forschungen erneut aufzunehmen. Dabei hilft ihm nicht zuletzt die Direkt-Verbindung seines Gehirns mit einem Computer. Doch auch die Attentäter haben ihre Mordpläne nicht aufgegeben. Wer sich nur ein wenig mit der Terminologie und den Strukturen eines Personal-Computers auskennt, verfügt bereits über ausreichend sprachliches Rüstzeug für diesen Roman. Tatsächlich überzeugen in ihm vor allem die technischen und ethischen Überlegungen zur KI. Ihre Strafung zugunsten der durchaus spannenden, zuweilen allerdings etwas verschrobeneren Rahmenhandlung wäre allerdings noch überzeugender gewesen.

Einen der spannendsten Ausblicke auf die nahe Zukunft gewährt einmal mehr Norman Spinrad. Das technische Ambiente für *Bilder von 11* ist längst Alltag – nicht nur in den USA. Es geht um das Überleben eines kleinen privaten Fernsehsenders. Unverhofft erreicht er jedoch aller-

höchste Einschaltquoten: Der Sender wurde vom terroristischen *Grüne Armee Kommando* besetzt. Es fordert, gegen das geplante Meerwasser-Entsalzungs-Projekt zu stimmen, wozu eine Kette von acht Atomreaktoren auf angeblich erdbebensicheren Plattformen vor der Küste errichtet werden sollen. Dieses Projekt stieß bis dahin nicht von ungefähr auf nur geringes Medieninteresse. Die Bevölkerung scheint den Argumenten der Besetzer nun durchaus folgen zu wollen – dennoch sieht es nicht so aus, als ob ein friedliches Ende dieser »direkten« Aktion wahrscheinlich wäre. Zum einen ist da das LAPD, die für ihre »Schlagkraft« berühmte-berüchtigte Polizeitruppe von Los Angeles, zum anderen zeichnet sich auch bei den Terroristen eine Spaltung ab. Die einen würden sich mit dem Abschmettern des Projekts zufrieden geben, die anderen wollen immer noch eins draufsetzen. Dazwischen sind die vier Geiseln, die ums eigene Überleben kämpfen. Das ganze Sendegebäude ist hochexplosiv vermutet... Norman Spinrad führt hier sehr glaubwürdig die unterschiedlichen Beweg- und Hintergründe aller Beteiligten vor. Vor allem das mediengerechte Finale ist ihm zum fesselnd-grotesken Bravourstück gelungen. Erwähnenswert auch, daß hier deutliche Aktivisten vorkommen, die der Autor sehr

kompetent gegen den Strich des üblichen Nazi-Vorurteils bürstet.

Ausgangspunkt ist Afrika, genauer gesagt der Kilimandscharo im Jahre 2008. Einige Jahre zuvor hatte man bereits eine dramatische Veränderung an dem sechsten Saturnmond Hyperion beobachtet: Überzogen mit völliger Schwärze war er mit einem Mal von keinem Teleskop der Welt mehr zu sehen. In Afrika aber breitet sich nun eine amorphe Masse aus, und diese Masse lebt nicht nur, sondern sie verwandelt alles, was ihren Weg kreuzt. Gaby McAslan, eine irische Network-Korrespondentin, will diese Masse erkunden, die längst einen Namen hat: *Chaga*. Gerade die Einbeziehung Afrikas in diese überraschungsreiche Variation des Invasion-aus-dem-Weltall-Themas eröffnete Ian McDonald eine breite Palette an Spannungsbögen. So korrespondiert die Angst vor *Chaga*-Mutationen mit dem ganz alltäglichen Rassismus, zugleich bekommt die Metapher von der Wiege der Menschheit neues Gewicht. Ob *Chaga* nun das apokalyptische Ende der bekannten irdischen Lebensformen oder nur einen konsequent evolutionären Schritt nach vorn bedeutet, ist allerdings Ansichtssache – und das fordert nicht zuletzt Journalisten, Wissenschaftler und Militärs heraus. Dieser Roman ist Science Fiction in Höchstform: Angefangen vom phantastischen, dennoch sehr plausibel durchstrukturierten Plot bis zu seiner kämpferischen, nur selten auf den Mund gefallenen Heldenin. Ihr und den Lesern eröffnen sich neue Welten – und zwar unweit der eigenen Haustür.

Zufälligerweise ebenfalls im Jahre 2008 wird Leisha Camden geboren. Dollarschwer und einflußreich wollte Roger Camden allerdings nicht irgendein Kind, sondern eines mit der bestmöglichen genetischen Ausstattung. Die letzte wissenschaftliche Errungenschaft sind Kinder, die ohne Schlafbedürfnis geboren werden und allein schon deshalb mehr Zeit zum Lernen und Verarbeiten von Wissen haben. Zuerst werden diese Kinder nicht zuletzt auch wegen ihrer geradezu ansteckenden Fröhlichkeit sehr geschätzt, aber spätestens als Jugendliche müssen sie sich mit dem Neid der »Schläfer« auseinandersetzen, der bald in irrationales Mißtrauen und abgrundtiefen Haß mündet. Obwohl die ganze Welt von den »Schlaflosen« profitiert, werden sie bald von allen Seiten angefeindet und sogar elementarer Bürgerrechte beraubt. *Bettler*

in Spanien von Nancy Kress wurde mit dem *Nebula* und dem *Hugo Award* ausgezeichnet. Die Autorin stellt mit ihrem Roman die Diskussionen um die ethischen Belange und Folgen möglicher Gen-Modifikationen nur scheinbar auf den Kopf, denn sie malt ihr Zukunftsszenario durchaus differenziert aus. So stehen den genetischen Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen die alten sozialen Dynamiken aus Dummheit, Fanatismus und Halsstarrigkeit gegenüber – verteilt auf Schläfer wie Schlaflose. Die Erkenntnisse der auf beiden Seiten um Ausgleich bemühten sind längst bekannt, aber wie seit uralten Zeiten sind nur wenige um Ausgleich bemüht. Das Drehen an der Schraube der möglichen Unmöglichkeiten wird in dem ersten Band des *Bettler*-Zyklus jedenfalls fesselnd vorgestellt.

Eine Klasse für sich ist und bleibt Terry Pratchett. Seine anarchischen Scheibenweltromane haben längst Kultstatus und sind in ihrem Aberwitz am ehesten mit den Drehbüchern von Monty Python zu vergleichen. *Echt zauberhaft* führt den Zauberer Rincewind nach Hunglung, der Hauptstadt des achtarmigen Reiches. Der tyrannische Kaiser liegt im Sterben und der Großwesir Lord Hong will die Macht, um das Reich bis nach Ankh-Morpork auszudehnen. Allerdings hat er nicht mit der Grauen Horde gerechnet, die mit Cohen dem Barbaren und einem gewissen Herrn Zervelatwurst auf dem Marsch zur verbotenen Stadt ist... Eine verzwirbelte Anspielung jagt die nächste. Entweder man wendet sich mit Grausen ob dieser Vergeßlichkeit ordentlich abgelegter Wirklichkeiten ab, oder man liebt es – dann aber sollten sicherheitshalber die Zwerchfellschoner umgeschmalt werden...

Harry Harrison & Marvin Minsky: Die Turing-Option. SF-Roman, Heyne Verlag, München 1997, 539 Seiten, DM 16,90

Norman Spinrad: Bilder um 11. SF-Roman, Heyne Verlag, München 1997, 669 Seiten, DM 19,90

Ian McDonald: Chaga. SF-Roman, Heyne Verlag, München 1997, 653 Seiten, DM 19,90

Nancy Kress: Bettler in Spanien. SF-Roman, Heyne Verlag, München 1997, 572 Seiten, DM 19,90

Terry Pratchett: Echt zauberhaft. SF-Roman, Goldmann Verlag, München 1997, 345 Seiten, DM 18,-

Zu den Autorinnen und Autoren

HANS ARNOLD, geb. 1923, Botschafter a.D., ist Buchautor und Dozent an der Hochschule für Politik München.

ULRICH BARON, geb. 1959, ist Redakteur für Literatur und Sachbuch beim RHEINISCHEN MERKUR.

JOHANNES BECK, geb. 1972, z.Zt. Student der Regionalwissenschaften Lateinamerika, FES-Stipendiat, Studium der Volkswirtschaftslehre in Lissabon; veröffentlichte 1996 den Reiseführer *Lissabon und Umgebung*, VERLAG MICHAEL MÜLLER, Erlangen.

BEATRIX BOUVIER ist Historikerin und Privat-Dozentin an der TH Darmstadt, Mitarbeiterin am INSTITUT FÜR SOZIALGESCHICHTE Braunschweig/Bonn e.V.

PETER BRÄUNLEIN, geb. 1952, lebt und schreibt in Oberschwaben, u.a. in *DIE HOEN* und *DER ALLTAG*.

NORBERT BRIESKORN, geb. 1944, ist Professor für Rechts- und Sozialphilosophie an der Hochschule für Philosophie S.J. in München.

JÜRGEN BUSCHÉ, geb. 1944, früherer Chefredakteur der *WOCHENPOST*, lebt als freier Publizist in Berlin-Zehlendorf.

ROLF EIGENWALD, geb. 1942, Fachseminarleiter und Lehrer in Hamburg.

THOMAS FISCHER, geb. 1954, freier Journalist in Portugal, schreibt für das *HANDELSBLATT* und die *NEUE ZÜRCHER ZEITUNG*.

WIELAND FREUND, geb. 1969, Anglist und Germanist, lebt als freier Publizist in Bonn.

EBERHARD GEISLER, geb. 1950, Professor, lehrt am Romanischen Seminar der JOHANNES-GUTENBERG-UNIVERSITÄT in Mainz.

FRITZ GÖTTLER, geb. 1954, Sachbuchredakteur der *SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG*.

KAROLINE HILLE, geb. 1948, Kunsthistorikerin und Journalistin, lebt in Mannheim.

ULRICH KARGER, geb. 1957, lebt als freier Publizist in Berlin.

MAREN KEBBEL, geb. 1972, Literaturwissenschaftlerin, lebt in Köln.

STEPHAN KRASS, geb. 1951, Kultur- und Wissenschaftsredakteur des *SÜDWESTFUNK* in Baden-Baden.

PATRIK VON ZUR MÜHLEN, geb. 1942, Mitarbeiter der FRIEDRICH-EBERT-STIFTUNG im Forschungsbereich *Drittes Reich, Evil, Widerstand*.

THEO PISCHKE, geb. 1963, freier Korrespondent für Tageszeitungen und Rundfunkanstalten in Lissabon.

FERNANDA SILVA-BRUMMEL, geb. 1943, lehrt am Romanischen Seminar der JOHANNES-GUTENBERG-UNIVERSITÄT in Mainz.

RUTHARD STÄBLEIN, geb. 1953, Romanist, seit 1988 Hörfunkjournalist beim HESSISCHEN RUNDFUNK.

IMPRESSUM

Anschrift der Redaktion:

Godesberger Allee 139
53175 Bonn
Tel.: (0228) 883540-43
Telefax: (0228) 883539

Verlag und Anzeigenverwaltung:

Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger GmbH
In der Raste 2
53129 Bonn
Tel.: (0228) 238083
Telefax: (0228) 234104
Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. 1. 1997
Anzeigenverwaltung: Margret Reichert

Abonnementverwaltung: Gisela Westhauser

Gesamtherstellung:

satz+druck gubh, Düsseldorf

Bezugsbedingungen:

DIE NEUE GESELLSCHAFT/TRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich. Bezug durch den Buch- und Zeitschriftenhandel oder den Verlag. ISSN 0177-6738. Einzelheft DM 14,80,-/sFr 14,80/6S 108,00 frei Haus; Jahresabonnement DM 99,00/sFr 92,00/6S 723,00 frei Haus. Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein Kalenderjahr, wenn die Kündigung nicht bis zum 31. Oktober erfolgt ist (Lieferende mit Heft 12). In den Bezugspreisen sind 7 % Mehrwertsteuer enthalten.